



**Sebastian Bührig**  
*Wohnen an der  
Kotti D'Azur*

*Wissenschaftsroman*



Sebastian Bührig  
*Wohnen an der  
Kotti D'Azur*

*Über die  
raumbildende  
Praxis zeichenhafter  
Ein-, Über- & Neuschreibungen*

Wissenschaftsroman

*Danke!* ♣

Die Erschaffung der Welt hat nicht ein  
für allemal stattgefunden..., sie findet  
unabwendbar alle Tage wieder statt.

*Marcel Proust*

Die Umschlagillustration zeigt die Zeichnung  
„Kottbusser Tor-2.Mai“ von Chrisse Kunst,  
die das zentrale Element der Collage  
„Kotti D’Azur“ von Sebastian Bührig bildet.  
<http://www.chrissekunst.de>

## *Inhalt*

Masterarbeit zur Erlangung  
des akademischen Grades  
Master of Science in Urban Design

Betreut durch:  
Prof. Dr. Angelus Eisinger  
Prof. Bernd Kniess

Lehrstuhl für Urban Design  
HafenCity Universität Hamburg

Sebastian Bührig

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten  
Copyright © 2013

0	Vorrede
1	Alte Schachteln
2	Schade, dass Beton nicht brennt
3	Bloß einen Steinwurf entfernt
4	Ich sehe was, was Du nicht siehst
5	Rollende Steine
6	Was ist ist, was nicht ist, ist möglich
7	Im Anfang war das Wort
8	Die Mauern in den Köpfen
9	Leben mit Weitsicht
X	Endnoten
XI	Literatur

## *Vorrede*

In der Endphase meiner Thesis rief mich meine Mutter eines Abends an und war ganz außer sich. Kurz zuvor hatte ich ihr das letzte Kapitel dieser Arbeit zum Korrekturlesen geschickt und nun fragte sie mich, ob mit mir alles in Ordnung sei. Wegen meiner Schlusszeilen zeigte sie sich derart besorgt, dass sie mich fragte (und das ist für meine Mutter wirklich sehr ungewöhnlich), ob ich Drogen genommen hätte – sie war ernstlich in Sorge, ich sei durchgedreht. Mit meinem Vater hatte sie sich darüber schon beratschlagt: Er hatte in dieser Angelegenheit versucht zu beschwichtigen, vermutete, ich sei wahrscheinlich einfach überarbeitet nach den anstrengenden Wochen. Nur schwer kam ich aus dem Staunen wieder heraus. Dass meine Thesis nicht den gängigen Normen wissenschaftlichen Schreibens entsprach, wussten sie bereits aus meinen Erzählungen über die vorangegangenen Kapitel – was also hatte die beiden so irritiert?

Wir verabredeten uns für den kommenden Nachmittag. Kaum hatte meine Mutter ihre Notizen auf mei-

nem Schreibtisch ausgebreitet, in denen die letzten Seiten mit riesigen, roten Fragezeichen versehen waren, wurde mir alles klar: Ich hatte vergessen meine Notizen zu löschen, mit denen ich unterhalb des Textkörpers spontane Einfälle in Sprachfetzen voll flüchtiger Fehler für spätere Abschnitte einzufangen pflege. Meine Eltern hatten diese unfertigen Fragmente nun für eine ganz besonders avantgardistische Entgleisung meines Schreibstils gehalten und waren deswegen – völlig verständlich – aus der Fassung.

Schnell lösten sich die Wirrungen in großes Gelächter auf. Mich aber brachte es zum ersten Mal dazu, über diese vergänglichen Endnoten, die so selbstverständlich den Untergrund meiner Texte bevölkern, eingehender nachzudenken.

Als mir Tage später eine befreundete Künstlerin, die in ihren Werken die ungeheuerliche Komplexität urbaner Räume in diagrammatischen Zeichnungen abbildet, einen Blick auf die unzähligen Skizzen, die sie während ihrer Arbeitsprozesse anfertigt, gewährte, fiel der Groschen: Meine vermeintlich wirren Notizen sind das gleich wie ihre Scribblings! Unterhalb der Textbaustelle warten sie wie in einem geräumigen Keller auf ihren Einsatz, um zu den elementaren Bausteinen zu

werden, mit denen ich schließlich Satz für Satz meine Erzählungen zusammensetze. Im Spiel unseres Redens verfertigten wir weitere Gedanken über Gemeinsamkeiten in unser beider Arbeit: Gleichmaßen erheben wir unser Wissen über Orte mittels umfangreicher Recherche, vor allem aber durch intensives Abhängen. Unterschiedlich ist die Art und Weise mit der wir unser Material übersetzen – beide entfalten ihre Stärken je nachdem was man beabsichtigt darzustellen. Sie in ihrem Zeichnen und ich in meinem Schreiben, beide überlegen wir, auf welche Weise wir Informationen anordnen, damit sie lesbar werden. Genauso wie sie in ihren Entwürfen Form und Farbe arrangiert, durchdenke auch ich Format und Färbung meiner Sätze. Ihrer Einschätzung nach, handelte ich mit dem Verfassen meines „Wissenschaftsromans“ gestaltend wie jemand, der einen Plan zeichnet oder ein Diagramm entwirft. Da meine Thesis vor allen Dingen die zwischenmenschliche Verständigung zum Gegenstand hat, empfand sie meine Form der Erzählung für besonders stimmig. Sollte mich jemand fragen, welche Daseinsberechtigung ein Roman als Abschlussarbeit eines Studiums in Urban Design habe, so sollte ich unser Gespräch zitieren, schlug sie vor.

Genaueres Hinsehen stellte die Schrift dieser Erzählung. Alle Geschichten in ihr sind genauso ausgedacht, wie sie stattgefunden haben. Gedanken und Sprache, die ihren Ursprung in den Werken von Vorbildern nahmen, mache ich im Anhang dankend als Leihgaben kenntlich. Die geneigten Leser sind nun von Herzen eingeladen, mich an die Kotti D'Azur zu begleiten!

## *Alte Schachteln*

„Ich habe immer gesagt, wenn es *Gauloises* im Softpack gibt, dann fange ich an zu rauchen!“ – diese Reaktion meines einstigen Arbeitskollegen Pascal auf die Neuauflage eines alten Verpackungsformates geht mir bis heute nicht aus dem Sinn. Rund zwei Wochen später traf ich ihn an einer Wand lehrend, als er gerade gekonnt den graublauen Qualm einer roten *Gauloises* aus verzogenem Mundwinkel in die Höhe blies. Während ich noch staunte, ließ er bereits gekonnt eine „Kippe“ aus der Packung schnellen, indem er mit dem Mittelfinger an deren Unterseite schnippte und bot sie mir an. Rauch in seinen Lungenflügeln war nun keine gänzlich neue Erfahrung für ihn, geraucht hatte er auch schon zuvor, manchmal, auf Partys. Um die Geschichte ein wenig zu entschärfen: Mein Kollege wurde nicht zum „richtigen“ Raucher, die feste Integration der Glimmstängel in seinen Tagesablauf wusste er trotz Softpacks weiterhin zu unterbinden – aber dennoch: Er hatte während des Vorspiels einer Party eine eigene Schachtel Zigaretten erworben. Was war geschehen?

Pascal liebte Filme. Die großen Klassiker konnte er aus dem Stegreif synchronisieren und er spickte Erzählungen leidenschaftlich gern mit Zitaten. Die Zigarette war in seinen Augen niemals nur von Papier umrollter Tabak. Für ihn war sie dramaturgisches Stilmittel und erzählerisches Element in der Welt der bewegten Bilder, mit dem wortlos einiges gesagt werden konnte: Zahlreiche ausgetretene Stummel zu den Füßen der Person im Hauseingang bedeutete „Abwarten“, die schützende Hand des Mannes um die Flamme mit der er einer Dame Feuer gab, womöglich den Beginn einer Romanze und das Weiterreichen einer Zigarette von Mund zu Mund verhiess zukünftige oder dagewesene Intimität. Verständlich also, dass in den Augen des Filmtheoretikers Pascal der Akt des Rauchens meist mental in ein Filmset eingebettet war. Rauchen auf der Leinwand versinnbildlicht Coolness, Freigeist, Eleganz und je nachdem wie Pascal die Zigarette gerade handhabte, war er womöglich niemand anders als Humphrey Bogart, Jean Paul Belmondo, Marlon Brando oder *wusste nicht was er tat* wie einst James Dean.

Das Mysterium um die weiche Hülle war leicht herzu-  
leiten: Das Softpack ist die *alte Schule* unter den Zigarettenverpackungen. Wenn in den großen Augenblicken

der Filmgeschichte geraucht wurde, dann stammten die Zigaretten, falls nicht aus eleganten Etuis, zumeist aus eben jener weniger stabilen Vorgängerin der heutigen Schachteln.

Heute erfreut sie sich, trotz der ungleich höheren Wahrscheinlichkeit von Zigarettenbrüchen, wieder großer Popularität. Kein Wunder, dass unzählige Internet-Foren existieren, die mannigfaltige Möglichkeiten anleiten, Zigaretten cool und stilecht aus der Verpackung zu zaubern – „*how to look cool opening soft pack cigarettes*“...

Warum aber unbedingt *Gauloises*? Es mag sie zwar geben, die Connaissseure unter den Rauchern, die ihre präferierte Marke am Geschmack erkennen. Für gewöhnlich aber erfolgt die Unterscheidung der Rauchware jedoch anhand ihrer Marken. Kompositionen aus klangvollen Namen, Farben, Symbolen und Material werden gepaart mit prägnanten Werbewelten und erschaffen Bilder in unseren Köpfen.<sup>1</sup> Starke Marken helfen dem Verbraucher bei der Selbstdarstellung<sup>2</sup>, mit ihrer Unterstützung können sie die Schattierungen ihrer Identität mit denen der Markenimages einfärben. Ob nun die Tatsache, dass sie in Polanskis Filmen auftauchen, das Wissen um die einstige Vorliebe John Len-

nons für die Marke oder doch die Werbekampagne, in der sympathisch-attraktive Großstädter lässig den urbanen Alltag meistern – für wen im Einzelnen welche Erzählung entscheidend ist, um sich beim Rauchwerk für die *Liberté Toujours* zu entscheiden, ist so individuell verschieden wie die Menschen selbst.<sup>3</sup> Die Wahl der Zigarettenmarke ist nur eine von unzähligen Geschmackentscheidungen, mit denen wir im alltäglichen Strudel von Unter- und Entscheidungen Position beziehen. Welches nun für Pascal die genauen Beweggründe waren, sich im Qualm des französischen Tabaks wohlfühlen, blieb verborgen und nebensächlich – entscheidend ist der dahinterliegende gesellschaftliche Mechanismus – denn aus der durchaus absurden Geschichte des filmfanatischen Rauchers Pascal lässt sich eine wichtige Erkenntnis über die Verschachtelung der Welt herauslesen. Denn die Eigenschaften der Dinge in unserer Welt liegen nämlich nicht „natürlich“ *in* ihnen begründet. Erst dadurch, dass wir mit Hilfe vermeintlich fester Orientierungspunkte unsere Ideen über Dinge in Weltbildern anordnen und unsere Vorstellungen unermüdlich durch andere Menschen bestätigen lassen, führen wir sie in die „Realität“ ein. Die Zigarette Pascals konnte folglich nicht für sich allein

in der Welt stehen, sondern erhielt ihren Sinn nur im Verhältnis zu ihm, dem Raucher, dem Rauchen, Gesundheit, Leben und Tod und allem anderen, das einen Platz in der Welt einnahm. „Rauchst Du?“ – Menschen tauschen sich über ihre Realitäten und ihre Deutungen aus, wie sonst sollten sie sich in ihren Annahmen sicher sein können? Vielmehr noch ist diese Vergewisserung über Gemeinsamkeiten und Differenzen die Basis für die Bildung von Zusammengehörigkeiten. Wir erkennen unsere Welt, indem wir in den Beziehungen der Dinge zueinander Muster identifizieren. Diese Muster gesellschaftlicher Unterscheidung haben notwendigerweise Grenzen – Grenzen, ohne die das *Ich* sich verlieren würde. Über die Grenzen hinweg findet aber auch ein Austausch statt. Wäre dem nicht so, dann würde nicht nur immer alles bleiben wie es ist, sondern aufhören zu *sein*.<sup>4</sup>

Was wäre die Zigarettenschachtel ohne den Raucher? Nichts! Die *Coolness* des Softpacks entsteht erst durch Pascals Fertigkeit, die Zigarette wie ein Leinwandheld aus der Packung schnellen zu lassen. Erst durch seine Handlung setzt er sie mit Ideen ins Verhältnis und verleiht sie mit Sinn. Ausschlaggebend war aber nicht nur

Pascals Trick mit der Schachtel, sondern genauso ein Gegenüber, das die entsprechende Szene kannte und den kulturellen Schlüssel am Bunde trug, um sich den Inhalt der Handlung erschließen zu können. Letzten Endes zeigte sich in der Absurdität von Pascals Zigarettenkauf noch eine weitere, in ihrer Bedeutsamkeit kaum zu überschätzende, Erkenntnis: Der Mensch, das vernunftbegabte Wesen, handelt nicht zwangsläufig rational – denn ganz offensichtlich überwog in diesem Fall der bewusst oder unbewusst erhoffte Inszenierungswert der Rauchperformance für Pascal die potentiellen Folgen für Körper und Geldbeutel.

Diese Gedanken hatte ich Pascal und einer jungen Dame, die sich zu uns, oder vielmehr zu ihm, gestellt hatte, kundgetan. Sie blitzte Pascal kurz in die Augen und bedachte mich mit einem verständnisvollen Lächeln, ließ die Glut ihrer Zigaretten aufflammen und griff meinen Faden auf: Dieser Mechanismus sozialer Verformbarkeit unserer „Realität“ gelte, so sagte sie, nicht nur für Gemeinplätze im täglich Brot von Werbern, sondern wirke auch auf die urbane Wirklichkeit weit größerer *Schachteln* – so zum Beispiel den brutalistischen Bau aus den 70er Jahren, an dessen Wand

Pascals Schulter sich gerade stützte. Nicht aufgrund baulicher Eingriffe, sondern durch reine Vorstellungskraft, war der Koloss vom Kotti gewissermaßen seit einer Weile schon dabei, sich in kleinen Schritten zu verwandeln. Allein unsere Anwesenheit in diesem Ensemble sozialer Wohnungsbauten, war ihrer Meinung nach ein kleiner aber bedeutender Baustein der Veränderung in der Wahrnehmung der Beton-Blöcke, die noch immer eine der prominentesten Problemecken der Hauptstadt markieren. Einst geplant als Vorzeiprojekt der modernen Großstadt, verschob sich das Bild der Neubauten in der öffentlichen Wahrnehmung rasant in das von Wohnungs-Monstren<sup>5</sup>, welche die Schwachen der Gesellschaft verschlangen. Nun, drei Jahrzehnte später steigen hier durch den Wegfall der Förderung für den sozialen Wohnungsbau die Mieten zum Teil in einem Maße, dass viele der Bewohner sich das Wohnen nicht mehr leisten können und umziehen müssen. Zeitgleich rücken die „Betonburgen“<sup>6</sup> verstärkt in den Fokus der „kreativen Klasse“, die sich hier einquartiert. Trotz oder womöglich gerade *wegen* ihres anrühigen Images nisteten sich vor Jahren schon Ateliers, Bars und Galerien in den Gebäudekomplexen ein. Neuerdings spielen die Hochhäuser nun auch als

Wohnstandort für die Kultur schaffende Klientel eine Rolle. Für viele ihrer Freunde reift die Überlegung, ans Kotti in die Platte zu ziehen, immer mehr zur Möglichkeit. Auf ihren Entscheidungswegen werden sie durch ein zunehmendes Interesse von Medien und Wissenschaft<sup>7</sup> begleitet, weshalb immer breitere Teile der Gesellschaft eine Meinung zu den Entwicklungen bilden. Wir brauchten uns nur umzuschauen – der Wandel war in vollen Gängen.

Allgemein ist allen Individuen daran gelegen, ihren eigenen Wohnort positiv darzustellen. Dabei ausgenommen sind diejenigen, deren Wohnortwahl unfreiwillig erfolgte. Häufig begründet eine berufliche Abstiegs-geschichte solche Umzüge, weshalb die Betroffenen ihre Situation als eine Deklassierung empfinden und sie sich ihrem neuen Wohnumfeld verweigern. Eine Haltung, die zwangsläufig aufs Gemüt schlagen muss.<sup>8</sup> Wenn nun aber Menschen, die sich auf dem Wohnungsmarkt verhältnismäßig ungezwungen bewegen können, sich aus freien Stücken dazu entschließen, in Häuser zu ziehen, die mehrheitlich als unter ihrer Würde empfunden werden, dann ist davon auszugehen, dass sie sich damit nicht abfinden werden. Im

Bewusstsein gesellschaftlich besser gestellt zu sein, werden sie beginnen, andere Erzählungen über ihr neues Zuhause ins Leben zu rufen. Zum Einen wird sich ihre innere Haltung durch ihre gesprochene Sprache veräußern – schließlich kann sich im Wortsinne herum*sprechen*, dass sich am „Kotti“ was tut. Zum anderen kann solche Kommunikation auch auf verschiedensten anderen Kanälen stattfinden – ob künstlerische Arbeiten, Artikel in Presse oder Blogs, Mode oder Musik – all das sind Möglichkeiten, den Ort zum Thema zu machen und neue Sichtweisen herzustellen.

Eine *objektive* Wirklichkeit konnte es, aus Sicht der jungen Dame auch über so etwas vermeintlich Dauerhaftes wie die steinerne Stadt, nicht geben. Es galt für uns also, die Ohren zu spitzen und den Blick zu schärfen für kommunikative Operationen, mit denen Ein-, Über- und Neuschreibungen an der Identität des Kottbusser Tors vorgenommen wurden. Worauf sie letztlich hinauswollte war, dass die Identität eines Gebäudes mit knapp 300 Wohneinheiten genauso den Wandlungen ästhetischen Empfindens unterworfen ist, wie Schulterpolster in der Mode oder eben Zigaretten in weicher Verpackung. Ihrer Einschätzung nach waren lediglich die Zusammenhänge unwahrscheinlich komplexer ver-

woben. Ihre Empfehlung war es daher, das Empfinden von Schönheit und Hässlichkeit auch in Hinblick auf unsere städtische Umwelt ganz grundsätzlich in Frage zu stellen.

Die Veränderungen am Kotti und ganz Kreuzberg gingen an Pascal und mir nicht vorüber. Von größter Brisanz waren vor allen Dingen die Konsequenzen für die Menschen, die hier schon lange neben-, über-, unter- und miteinander lebten. Denn ist der Platz begrenzt, so bedeutet Rauman eignung häufig Raument eignung für diejenigen, die schon da sind. Bezeichnend, dass im Zusammenhang von Gentrifizierung von „Pionieren“ die Rede ist – denn schließlich besiedeln diese Vorboten der Mittelschicht keine unbewohnten Mondlandschaften. Die Verdrängung angestammter Bevölkerung erfolgt nicht nur durch Mieterhöhungen und Diskriminierungen in der Belegung vakanter Wohnungen. Hand in Hand mit sozialräumlichem Wandel geht die Veränderung wirtschaftlicher Wertschöpfungen, funktionaler Ausrichtungen und Verhaltensnormen eines Wohnquartiers. Sich in einem Quartier frei und entspannt bewegen zu können, ist sehr wesentlich von subjektiver Wahrnehmung abhängig – bekannte Orte

und ihr vertrautes visuelles Vokabular dienen nicht nur der räumlichen, sondern auch der emotionalen Orientierung. Wenn die Imbissbude einem *Galão-togo* gewichen ist, es beim Bäcker neben Brötchen nun auch „Kunst“ gibt, der Supermarkt nun *Bio* ist und im einstigen Stammlokal jetzt samstags ein DJ auflegt, dann hat mancher Bewohner womöglich das Gefühl, hier nicht mehr mitmischen zu können.<sup>9</sup> Die Form der Gewalt, die hier verdrängend wirkt, ist keine, die blaue Augen oder Prellungen zur Folge hat. Sie findet auf einer sehr subtilen Ebene statt, die die einen Zugehörigkeit und die anderen das Gegenteil spüren lässt. Ein soziales Drama, dessen Kämpfe an unsichtbaren Gräben ausgetragen werden.

Pascal, der die Entwicklungen in seinem Heimatbezirk sehr aufmerksam verfolgte, fragte seine neue Bekanntschaft, ob sie der Meinung war, dass die neuen Bewohner die „Platten“ tatsächlich als „schön“ empfanden oder ob dieser Interessenzuwachs in einer Verschiebung zeitgeistlichen Empfindens begründet lag? Sie freute sich sichtlich sehr über seine Frage und antwortete, dass es sich ja auch um eine „Verschwörung in Blindheit“ handeln könnte. Ein ästhetischer Aufruhr

als Resultat pragmatischer Abwägungen, in denen bezahlbare Zentralität für wichtiger befunden wurde, als eine repräsentative Jugendstilfassade, die bei gleichem Mietniveau womöglich eine Verbannung ins Jenseits des S-Bahn Ringes zur Folge hätte. Ums Eck gedacht hieße dies, dass es sich um eine sachlich begründete *tatsächliche* Wahrnehmungsverschiebung handelte, die Folge der zunehmenden Verknappung des Angebots in den bislang so beliebten Altbauten war. Die Berliner Innenstadt ist, im Vergleich zu anderen bedeutenden europäischen Großstädten, noch immer durch eine auffallend vielfältig zusammengesetzte Bewohnerschaft gekennzeichnet. Gerade die häufig mit sozialen Wohnungsbauten aufgefüllten Weltkriegsnarben, die sich durch weite Teile der Stadt ziehen, führten in weiten Teilen dazu, dass die Berliner ein wenig weniger stark nach ihren Einkommen unterschieden wohnten. Im konkreten Fall der Kolonialisierung des Kotti tauchte nun womöglich eine neuartige Form von Gentrifizierung auf. Bislang waren die für die Masse produzierten Neubauten der späten 1960er und 70er Jahre wenig attraktiv für die üblichen Verdächtigen gewesen. Sollte sich dies gerade tatsächlich ändern, so würde dies unweigerlich Konsequenzen für die soziale Zusam-

mensetzung der Berliner Stadtlandschaft haben. Besser gestern als heute müsse man beginnen, das Auseinanderdriften der urbanen Gesellschaft einzudämmen, darüber waren wir drei uns einig.

Worüber wir uns ebenfalls rasch verständigt hatten war, dass wir zur selben Party wollten. Unsere neue Freundin wusste den Weg...

### *Schade, dass Beton nicht brennt!*

Als wir gerade in den Hof einbiegen wollten, lief mein Nachbar, ein alteingesessener Kreuzberger Lehrer für Geschichte und Erdkunde an mir vorbei und fragte „Wohin des Weges?“ Ich erklärte ihm, dass ich auf dem Weg zu einer Party in oder vielmehr *auf* dem Zentrum Kreuzberg war. Er staunte mit großen Augen, denn dass sich in dieser ausgesprochenen „Schlechte-Laune-Gegend“ tatsächlich „junge Leute“ samt Kunst und Kultur Einzug hielten, wollte ihm partout nicht einleuchten. Scherzend wünschte er viel Vergnügen, machte aber im Gehen wie so häufig auf dem Absatz noch einmal kehrt, um ein paar Takte zu erzählen:

Seit nun bald 50 Jahren wohnte er schon, fußläufig keine fünf Minuten entfernt, in unmittelbarer Nachbarschaft des Kotti und war gefühlt aber dennoch an einem ganz anderen Ende der Stadt zuhause. Er erinnerte sich, wie die Hausverwaltung vor Jahren endlich eine zusätzlich abschließbare Tür zum Treppenhaus im Hof installiert hatte, um Fremde fernzuhalten. Im obersten Stockwerk war das Treppenhaus damals

zum beliebten Rückzug für Junkies geworden, die vom Kottbusser Tor mit ihren Einkäufen hierherkamen, um die Lider über ihren starren Augen zu schließen und den Botschaften aus inneren Welten zu lauschen. Leider gebrauchten sie die Stufen oft auch für ihre Notdurft. Wesentlich schlimmer noch aber war, dass sie zu später Stunde klingelten und in ihrem Wahn manchmal gar gewaltsam versuchten, in die Wohnungen zu gelangen. „Wer sich als Abhängiger am Kotti aufhält, der ist selbst unter Drogensüchtigen noch am Rande“, stellte er mit bebender Stimme fest. Alle Jahre wieder werden am Kotti Stimmen der Anwohner laut, die Vater Staat auffordern, den Gefallenen mit strenger Hand einen möglichen Weg aus dem Elend, zumindest aber raus aus den Höfen, zu weisen. „Doch auch *der Abschaum* braucht Räume“, schob mein Nachbar in einer Mischung aus Verständnis und Ratlosigkeit rasch hinterher.

Dem Massenwohnungsbau sei man schon damals skeptisch gegenübergestanden, erzählt er weiter. „Schade, dass Beton nicht brennt“ – hatte er als Student Mitte der 80er in Großbuchstaben an die Wand des Neuen Kreuzberger Zentrums gepinselt. Trotz unverflogener Unbeliebtheit – über die Radikalität seiner damaligen

Haltung zeigte er sich heute selbst verblüfft. „Ein Gebäude anzünden wie eine Zigarette?“ Wirklich erstaunlich sei, dass die radikalen Aufrufe zu Abriss, Brandanschlägen<sup>10</sup> und Sprengung<sup>11</sup> gleichermaßen in Gestalt linksradikaler Parolen wie auch im Gewand konservativer Kritik an die Öffentlichkeit gelangten...

Ich stimmte zu, dass das Wohngebirge nur über Umwege einlud, sich über das „Schöne, Wahre und Gute“ Gedanken zu machen: Auf einem halbmondförmigen Grundriss von einer halben Sportplatzrunde Bogenlänge thront das „Neue Zentrum Kreuzberg“ mit seinen elf Stockwerken satellitenschüsselbewährter, Zeit gezeichneter Fertigbauteil-Fassade über dem Kottbuser Tor und bietet einen erschlagenden Anblick, dessen Bild sich in die Erinnerungen brennt. Wie aber können sich Gemüter in Hinblick auf die Heimat hunderter Menschen immer wieder derart erhitzen, dass sie danach ächzen, es in Flammen sehen zu wollen? Was ging voran, was ist passiert, was hat es bloß so ruiniert?

Davon wusste mein Nachbar als Zeitzeuge in eindrücklichen Bildern zu berichten: Als im Wirtschaftswunderdeutschland der 60er Jahre in Kreuzberg die Abrisskommandos anrückten, kamen sie, um Raum

zu schaffen für die *Stadt von Morgen*. Mit dem umfassenden chirurgischen Eingriff der *Kahlschlagsanierung* versuchte der Berliner Senat, die Missstände der Mietskasernenbebauung für immer auszumerzen. Als steinernes Relikt aus der Zeit vor den großen, grausamen Kriegen war der wilhelminische Altbau Feind der modernen Forderung nach *Licht, Luft und Sonne*<sup>12</sup>. Rücksichtsloses Unternehmertum hatte während der Industrialisierung einen unverantwortlichen Wildwuchs an funktionsüberladendem Stadtraum verantwortet, den es nun sachlich zu trennen und in geordnete Bahnen zu lenken galt.<sup>13</sup> „Keine Repräsentativbauten an ungeeigneten Plätzen, keine Gotteshäuser zwischen Kneipen und Tanzlokalen eingezwängt, keine Kamine und Schächte als Innenhöfe, keine tonnenschweren Stuckfassaden mit geschmackloser Pseudostilistik an den Häuserfronten, keine unästhetischen Giebel und Lagerplätze, keine Fabrikschlote in Wohn- und Geschäftsgebieten, keine ungleichen Gebäude und Traufhöhen, keine Gesundheits- und Schulstandorte in lärmenden und verkehrsreichen Lagen, keine zu engen Straßen“<sup>14</sup>, würde es so wieder geben – *Wir bauen die neue Stadt!*<sup>15</sup> Die Fesseln der Diktatur gekappt, wollte man der Demokratie mehr Raum zum Atmen

verschaffen. Übersetzt in ein städtebauliches Leitbild bedeutete diese Befreiung von Altlasten: *Auslichtung, Entkernung, Durchgrünung, Entballung*<sup>16</sup>. Damit sollten auch die Lebensabläufe der Bürger in neue, freie Strukturen gefasst werden.

„So weit, so gut“, leitete der Lehrer eine kurze Pause ein, seine Geschichtsstunde war aber noch nicht am Ende: Mit dem *Neuen Zentrum Kreuzberg* war Ende der 60er eine wahre Utopie im Werden. Presse und Politik sagten dem „perfekt durchgeplanten Projekt“<sup>17</sup> eine glanzvolle Zukunft als „Glitzerding“<sup>18</sup> mit „City-Charakter“<sup>19</sup> voraus und es begann unter einigen Fürsprechern der Moderne ein regelrechter Wettlauf um die neuen Wohnungen.

Ganz vorn dabei war damals Horst Wiessner. Mein Nachbar hatte den alten Herren, der leider vor wenigen Jahren verstorben war, um die Jahrtausendwende auf einem Treffen des Quartiersmanagements kennengelernt und befunden, nicht umher zu können, als uns von der Legende zu berichten, die sich um das Kreuzberger Ur-Gestein rankte: Horst war ein bescheidener Mann gewesen, der die Dinge in ihrem Lauf gerne mit sanftem Nachdruck in andere Richtungen lenkte. Hell-

auf begeistert vernahm er in den Spät-60ern die Kunde von den neuen Wohnungen und beschloss den Aufstieg vom Hinterhaus hinauf in die Höhe. Als Mann der Tat erklimm er damals, wie immer in korrektem Anzug, während der laufenden Bauarbeiten das Gerüst, um sich einen Überblick zu verschaffen. Prompt wurde er fündig – hier, „nur noch den Himmel über sich“, sollte sein Platz sein<sup>20</sup>. Dort an jenem Eck des Daches war aber keine Wohnung mehr vorgesehen. Sein Ziel unbeirrbar vor Augen, gelang es ihm der Erzählung nach jedoch die Bauleitung zu überzeugen, aus überschüssigem Material noch weiteren Wohnraum hochzuziehen. Nun wandte sich Horst an den Verwalter und trug ihm sein Anliegen vor, das charmant am Eck gelegene Penthouse zu beziehen. Dieser hatte für ihn nur ein Kopfschütteln übrig, gab es doch schließlich laut Bauplan an dieser Stelle gar keine elfte Etage. Wiessner aber blieb solange beharrlich, bis beide Parteien letztes Endes einen Besichtigungstermin seines *Luftschlosses* vereinbarten. Beim Anblick des von Geisterhand geschaffenen Dachgeschosses fiel der Vermieter aus allen Wolken – und Horst huschte ein Schmunzeln über's Gesicht.

„Eine sehr schöne Geschichte!“, bedankte ich mich herzlich, aber mit hörbarem Zweifel im Unterton. Viel Wahres konnte in der abenteuerlichen Erzählung wohl kaum zu finden sein, reklamierte ich. „Wie viel weniger wirklich würde die Geschichte Deiner Meinung nach, wenn sie nicht stimmte?“, fragte mich mein Nachbar und strich sich grinsend den Bart. Eine Antwort gar nicht erst abwartend, schritt er in der Geschichte voran: Die Entstehung der Neubauten für die moderne Gesellschaft warf von Beginn an auch einen großen Schatten über ihre Nachbarschaft. Damit komfortables Wohnen mit Balkon, Innentoilette, Bad und Zentralheizung<sup>21</sup> entstehen konnte, musste in schöpferischer Zerstörung<sup>22</sup> zuerst das Überkommene weichen. Die Zukunft kam in großen Schritten und schaute nicht wohin sie trat. Die Erklärung zum Sanierungsgebiet seitens des Senats wirkte wie die Auslobung eines Kopfgeldes für einen ganzen Stadtteil. Ohne Vorwarnung schlug der Spuk der eisernen Kugel zu und radierte einen Block nach dem anderen aus den Bauplänen. „Was Hitler und sein Weltkrieg nicht vermocht hatten, schaffen heute die Spekulanten – ein Stadtteil stirbt,“<sup>23</sup> erinnerte es ein alter Kneipenkumpel meines Nachbarn. In den Trümmern trainierten

damals alliierte Truppen den Häuserkampf und machten Kreuzberg zum Kriegsspielplatz. Eigentümer von vorerst verbleibenden Altbauten unterließen jegliche Instandhaltungsmaßnahmen und ließen den Verfall verwalten. Unsicherheit und Angst vertrieben Mieter und Gewerbetreibende und „Heiße Sanierungen“ äscherten Häuser ein, die *noch* nicht zum Abriss freigegeben worden waren. In den Augen vieler Anwohner war der Neubaukomplex an der Nordhälfte des Platzes am *Kotti* ein privatinvestorengesteuerter „Profitwurm“, der nimmersatt die Lebensgeister des Kiezes aufsaugte und betonierte Trostlosigkeit hinterließ.<sup>24</sup> Ein „Feind der Bevölkerung Kreuzbergs“<sup>25</sup> und ein Fanal fehlgeleiteten Städtebaus<sup>26</sup>. Der Kreuzberger Zorn gegen das NKZ<sup>27</sup> erwuchs zur Zeit des Baus zunächst weniger aus Zweifel an den architektonischen Vorzügen der Moderne, sondern war vor allem der übermächtigen Autorität der Politik und den skrupellosen Machenschaften ihrer Partner gewidmet.<sup>28</sup>

Als wäre es gestern gewesen, konnte sich mein Nachbar an sein Gespräch mit dem Architekten des NKZ erinnern, der gar nicht so viel älter als er gewesen war. In seiner alten Lieblingskneipe hatte man damals mit schicken Modellen die Umbaupläne vorgestellt. Dem

jungen Schlipsträger mit dem dichten Bart und der hohen Stirn hatte er damals ganz genau aufs Zahnfleisch gefühlt. Dieser war als Junge im Nachkriegsdeutschland der Trümmerfrauen herangereift, hatte in Berlin Architektur studiert und ihrer Unterhaltung sehr emotional, um die historische Chance des Wiederaufbaus zu berichten gewusst. Damit Berlin in jenen Tagen als Großstadt wieder lebensfähig werden konnte, mussten „Stadtteile Ader lassen“, hatte der Architekt ihm erklären wollen. Die „moderne Stadt“ musste „emporwachsen über die alte“, so äußerte dieser den Ausdruck des Lebensgefühls eines anderen Zeitalters, in dem in Auto-Bremslängen und nicht mehr Fußgängerradien gerechnet wurde.<sup>29</sup> Für das Grundstück am Kottbusser Tor hatte er eine Komposition aus „wunderbaren Wohnungen“ und Gewerbeflächen entworfen. Ungeöhnlich für die Epoche funktionaler Spaltung, das räumte mein Nachbar beinahe ein wenig ehrfürchtig ein, war zu der Zeit die Vielfalt geplanter Infrastruktur: Ateliers, Cafés, Kino, Altenwohnheim, Kaufhaus, Freilichtbühne und Kammermusiksaal.<sup>30</sup>

Schon bald aber begann das Antlitz der Zukunftsvision zu bröckeln. Um dem akuten Mangel an Unterkünften in West-Berlin gerecht zu werden, bauten städtische

Gesellschaften 20.000 Wohnungen pro Jahr. So viele Wohnungen wie möglich für gerade so viel Geld wie nötig – ein städtebauliches „Kommissbrot“ für die Versorgung der Massen. Politische Profilierungssucht und karrieristisches Kalkül wurden auf Kosten der Qualität der Stadt gepflegt. Die dunkle Seite der Macht blockierte in der Realisierung wesentliche Elemente des Entwurfs, die bis zum Baubeginn noch vorgesehen waren. Es war eine Entscheidung dafür, den Ort „aggressiv“ zu lassen, resümierte er. Das Kottbusser Tor sollte der Stadt als „Dark Room“ dienen. Ein Ort an dem die „Abtrünnigen“ der Gesellschaft unter Kontrolle sind. Hier konnte auch der beste Architekten-Wille nichts mehr bewirken.<sup>31</sup> Wenige Wochen später geriet das Bauvorhaben dann vollends in Verruf. Völlig überhöhte Summen waren für den Erwerb der Grundstücke über Tische gegangen. Die Gruppe privater Investoren strich zudem große Summen an öffentlichen Fördergeldern ein und machte das Gebäude zu einem staatlich subventionierten Finanzdebakel.<sup>32</sup> Schließlich machten die bauphysikalischen Eigenschaften billigen Betons bald einen weiteren Strich durch die Rechnung: Nicht einmal ein Jahrzehnt verstrich bis das fortschrittliche Wunderwerk baufällig und sanierungsbedürftig

wurde.<sup>33</sup> Eine Zwangsverwaltung übernahm das Ruder und tat weniger als das Nötigste für den „Pleitebau“.<sup>34</sup> Das Bild der funktionierenden Stadt von Morgen trug tiefe Risse. Akute Einsturzgefahr für die Moderne! Bedeutsam schüttelte mein Nachbar beim Erzählen den Kopf. „Es kam schlimmer als wir vermutet hatten“, seufzte der Lehrer in ihm: Die *Platte West* am *Kotti* entwickelte sich in ihrer Pubertät dann nämlich zu einem richtigen Problemkind. Düstere Geschichten aus einem Dickicht von Drogen, Kriminalität und Verwahrlosung rankten sich um den „Albtraum in Beton“.<sup>35</sup> Die linke Intelligenz stilisierte den Block zur Sozialruine, konservative Kader sahen ein „schäbiges Rettungsboot der Schiffbrüchigen unserer Gesellschaft“<sup>37</sup> untergehen. Penner, Punks und Junkies nahmen den Platz ein. Menschen, die „Ideen und Zielen nachhängen, die sich innerhalb eines Tages verbrauchen.“<sup>38</sup> „Bauen ist Gestaltung von Lebensvorgängen“<sup>39</sup> – und die verschachtelten Winkel des NKZ, in ihrer schicksalhaften Liaison mit dem rosa gekachelten Labyrinth des U-Bahnhofes Kottbusser Tor, sprachen den gescheiterten Schattengestalten geradezu ihre Einladung aus, so zumindest sah er das und teilte damit die Meinung einer breiten Öffentlichkeit.<sup>40</sup>

„Kann die Architektur wirklich Schuld sein an der Misere?“ wollte ich wissen. Unsere Begleitung ging mit einer kurzen Anekdote auf meine Frage ein: Im Winter 2012 hatten die Berliner Verkehrsbetriebe eine Bank im entlegenen Teil des U-Bahnhofs, in den sich nur sehr selten Fahrgäste verirren, entfernen lassen. In den kalten Monaten war sie den Verdammten warmes Wartezimmer und Supermarkt der Vergänglichkeit gewesen. Nachdem die Sitzgelegenheit abgebaut worden war, standen sie wenige Meter weiter.

Nachdem Pascal mir einen ungeduldigen Blick zugeworfen hatte, verabschiedeten wir drei uns von meinem Nachbarn und machten uns endlich auf zur Party. Es dauerte einen Augenblick, bis wir zwischen den unzähligen Klingelschildern das richtige ausgemacht hatten. Mit dem Fahrstuhl fuhren wir bis ins oberste Stockwerk. Ohne auf die Namen zu achten, hatten wir den richtigen Eingang schnell gefunden, denn am Ende des langen Laubenganges drangen Musik und Gelächter durch die leicht angelehnte Tür. Drinnen erwartete uns eine lange Tafel, die noch zu einem Drittel mit Gästen besetzt war. Hier und da standen Grüppchen Jugendlicher über 30 mit kalten

Getränken in den Händen herum, aber der Großteil der Party hatte sich hinaus hinter die breite Glasfront auf die großzügige Terrasse über den Dächern der Stadt verlagert. Wir zwängten uns durch die Gästeschar und die Balkontür hindurch bis zur Brüstung. Der Ausblick auf die Lichter der Nacht lies uns einen Moment lang verstummen.

Unterbrochen wurde die Stille durch einen Bekannten der Dame, der uns freudig überrascht begrüßte. Sie stellte ihn uns als guten Freund vor, der ein Architekt war, der keine Häuser baute und wenige Wohnungen weiter hier auf der Etage wohnte. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich bislang versäumt hatte, mich ihr vorzustellen und in Erfahrung zu bringen, woher sie und Pascal sich eigentlich kannten. Sie winkte ab – das empfand sie als nicht halb so unhöflich wie ich befürchtet hatte. Pascal und sie kannten sich flüchtig, da sie sich regelmäßig *zufällig* auf Abendveranstaltungen trafen. Ihr größtes Interesse galt dem Universum der Dinge, das wir jeden Morgen wie von Zauberhand arrangiert vorfanden und doch selten wussten, woher sie kamen und wohin sie gingen. Sie selbst saß, wie die fast alle Menschen aus ihrem engeren Freundeskreis, hinter Bildschirmen und

verdiente Geld damit, dass sie mit Symbolen in virtuellen Welten handelte.<sup>41</sup> Sie war studierte Soziologin und arbeitete gerade hauptsächlich als selbstständige Übersetzerin – eine Aufgabe, die komplizierter wird, je mehr man darüber nachdenkt, befand sie. Sie selbst wohnte auch gar nicht weit entfernt, fast konnte man von hier zu ihrem Balkon hinüberschauen. Vor ein paar Jahren schon hatte sie im Dachgeschoss des Hochhauses, das „Südblock“ genannt wurde, mit Freunden eine WG gegründet. Seit nicht einmal einem Jahr überschlugen sich dort die Ereignisse. Beinahe bei jeder Fahrstuhlfahrt, so kam es ihr zumindest vor, schien sie neue Bewohner frisch gegründeter Wohngemeinschaften kennenzulernen. In ihrer Nachbarwohnung lebte seit einigen Monaten eine Künstlerin aus Oslo, die sich überwiegend dadurch über Wasser hielt, dass sie ihre Wohnung in Oslo untervermietete. Auch ihr Freund, der Architekt machte ähnliche Beobachtungen: Vor allem in den obersten Stockwerken des Zentrum Kreuzbergs kamen neue Nachbarn hinzu, die recht bündig ins Raster der „Gentrifier“ passten. Er wusste, dass er ein essentieller Bestandteil exakt jenes Prozesses war, den er selbst so kritisch beäugte, über den alle sprachen, aber niemand für verantwortlich sein wollte. Er

erzählte uns von einem seiner Projekte, das er gemeinsam mit einer Freundin und Kollegin initiiert hatte: Gemeinsam mit einem Bündnis engagierter Anwohner versuchten sie, das Wirrwarr öffentlicher Meinungen zu durchdringen, indem sie mit einem vorübergehenden künstlerischen Eingriff das Leben hinter den Fassaden des Kottis auf die Werbetafeln des U-Bahnhofes spiegelten. Farbenprächtige Zeichnungen lauerten hier insgesamt zehn Tage lang auf Fahrgäste und stellten dar, was die Menschen, deren Nachbarschaft *der* oder *das* Kotti ist, bewegte und was sie bewegen. Türken, Deutsche, Menschen aus aller Welt, Arbeitslose, Künstler, Kulturschaffende, Studierende, Gewerbetreibende, Rentner, Queere und Protestler im Alter zwischen sechs und sechzig Jahren hatten handgestaltete Bilder entworfen, die Botschaften enthielten wie: „Hier ist unser Wohnzimmer“, „Ohne Moos was los!“ oder „Bei Kotti haben wir alles“, sie zeigten die Vielfalt bunter Lebensformen, sagten „I love you!“ und drückten die Furcht vor Verdrängung aus und versicherten gleichwohl: „Wir bleiben Innenstadt!“ – eine Antwort darauf, wie dies in Zukunft funktionieren könnte, war – „Teil doch einfach!“

Ihm ging es in seiner Arbeit nicht darum, viel Beton hochzuziehen, sondern um eine Architektur menschlichen Miteinanders. Die Plakate waren ein Beispiel, wie er seine Nachbarn unterstützte, in dem er einen Anlass und einen Rahmen entwarf, den sie mit ihren eigenen Motiven füllen konnten.

Er bot uns sein Tabaketui an, damit wir uns gemeinsam Zigaretten drehen konnten, während wir über die U-Bahn, die sich wie ein leuchtender, gelber Wurm durch die Häuser zu unseren Füßen schlängelte, staunten. Er begrüßte es sehr, dass die kulturelle Vielfalt am Kotti inzwischen die alten Schauergeschichten überstrahlte, doch entstanden damit neue Probleme: Das Leben wurde teurer, Wohnraum begehrter und Touristen zunehmend blind gegenüber denjenigen, die hier keinen Urlaub machten.<sup>42</sup> Die Wohnung, in der wir uns hier oben befanden, war übrigens zuvor das Heim eines alten Herren gewesen, der sich Zeit seines Lebens um gute Nachbarschaft und freundschaftliche Vernetzung verdient gemacht hatte, erzählte er uns. Sicher würde Herr Wiessner darüber staunen, dass nach seinem allerletzten Umzug nun junge Kunststudenten zu Vernissagen und Dinner-Partys luden. Zweifelsohne: Das Gespenst der Gentrifizierung ging um und klopfte

auch im Kiez am Kotti an die Türen. Viele trugen deshalb Sorge, dass ihnen *ihr* Kreuzberg aus den Händen gerissen wird wie anderen eine Tasche oder Geldbörse.

### *Bloß einen Steinwurf entfernt*

Die Aussicht von hier oben erinnerte Pascal daran, wie er in seiner Jugend mit Schulfreunden auf ein Baugerüst geklettert war, um die Ausschreitungen des 1. Mai besser beobachten zu können. Natürlich nicht ganz so hoch wie hier, hatten sie dort damals mit Dosenbier und Drehtabak in ihren Logenplätzen abgehangen, bis sie von Beamten sehr bestimmt heruntergebeten worden waren.

„Der Grundstein für den Mythos Kreuzberg wurde nämlich nicht gelegt, sondern geworfen!“, begann er seine Erzählung: Von kurz nach früher bis nicht lange vor *jetze* war Kreuzberg vielumstritten und unangezweifelt ein Ort, der *anders* gewesen war. Als die Mauer einst die Hauptstadt im Herzen teilte, schuf sie in ihrem Halbschatten ein zentrales Nirgendwo, das zum sagenumwobenen Sehnsuchtsort wurde für alle, die anders waren als die Anderen. An drei Seiten abgegrenzt, lag Kreuzberg im tiefen Osten Westberlins – eine Insel jenseits der Bundesrepublik und deutscher *Normalität*. Das Versprechen von Selbstverwirklichung, frei von

Konvention und Kommerz, schallte in die Welt und ließ Unangepasste jedweder Art hier stranden.

So wurde auch seine Mutter einst mit voller Absicht schiffbrüchig in Berlin, erzählte Pascal. In den späten 70ern war sie als Studentin für eine Woche aus Westdeutschland gekommen, um ihre Tante zu besuchen, deren nicht einfacher Lebensentwurf als alleinerziehende Mutter zwischen Schmuckschmiede, Schule, Wohngemeinschaft, Politik und Kneipe sie so sehr beeindruckte, dass sie kurzum beschloss, zu bleiben. Zum Sommersemester schrieb sie sich am „OSI“<sup>43</sup> für Politikwissenschaften ein und suchte ein Zimmer. Ihr Schreibtisch stand bald darauf im Durchgangsraum einer Wohngemeinschaft, zwei knarrende Treppen hinauf in einem Haus, in dem man sich duzte und jeder ein wenig Handwerker war, in einer Straße in der weniger Autos standen als in irgendeiner anderen der Republik und die Jahreszeiten die Spuren vergangener Geschäftigkeit der Ladenlokale ausblichen, abgelegen in einem Bezirk, der Stoff für Schauergeschichten bot und in einer Stadt, deren Herz künstlich am Leben gehalten werden musste. Die Häuser waren tiefschwarz und der bürgerliche Stuck bröckelte auf die Straßen. Was man in den Wohnungen nicht mehr brauchte

landete auf den Wegen, wurde wiederverwertet oder fing an zu gammeln. Die Winter waren bitterkalt und verheizt wurde alles was brannte, giftige Gase machten das Atmen ungesund. Arbeitslosigkeit und Alkoholismus tranken in der Trümmer-Tristesse des Arme-Leute-Viertels Brüderschaft und türkische Großfamilien ließen die Schauermärchen der Mietskaserne wieder aufleben, indem sie sich zu viel zu vielen in winzigen Wohnungen zusammenpferchten.

Seine Mutter liebte es, in diesen Erinnerungen zu schwelgen. Sie hatte ihm immer wieder so ausführlich von den *Alten Zeiten* berichtet, dass es ihm manchmal so vorkam, als wären diese Geschichten die seinen...

In ihrem *Wohnprojekt* sinnierte sie also damals über eine bessere Welt, probte mit ihrer NDW<sup>44</sup>-Gruppe im Keller, trat auf Kiezfesten auf und liebte es, Filme in englischsprachiger Originalfassung zu schauen, die in den Kinos im bürgerlichen Teil Kreuzbergs liefen. Jahre später graduierte sie dann in Publizistik und Psychologie und begann noch genauer hinzuschauen, was vor ihrer Haustür geschah, woher es kam und wohin es führte.

Bereits in den 60ern musste sich in den heruntergekommen Altbauten eine malerische *Montmartre*-Miniatur

etabliert haben.<sup>45</sup> Aus dem Dunstkreis von Alkohol, Zigaretten und Hasch traten werdende große Namen hervor. Kreuzberg war den Bohémiens die auserkorene Arena, um die Kunst aus den ästhetischen Zirkeln loszuschlagen und zwischenmenschlich fruchtbar zu machen. Weit weniger chic als das Pariser Vorbild war man betonter Gegenentwurf zum piefigen Westen Westberlins und modellierte im Mief der Hinterhäuser Manifeste und die magnetische Wirkung künftiger Mythen.<sup>46</sup> Diese *arme* Avantgarde läutete das Zeitalter offener Wohnungs- und Kühlschrankschranktüren ein<sup>47</sup> und erprobte in ihren Lebenslaboratorien alternative Ideen des Zusammenseins.

Aber der Altbau war dem Untergang geweiht und das drohende Donnern der Abrissbirnen vertrieb weite Teile der Bevölkerung. Besitzende hatten wenig Interesse an ihrem Besitz und so wurden ihre Häuser besetzt. In den Ruinen der steinernen Stadt erblühte eine Freilichtbühne aufmüpfiger Alternativkultur, die ihre Stärke aus der Ungewissheit zog aber gekommen war, um zu bleiben.

Dies war die Zeit, zu der Pascals Mutter ihre politischen Ansichten in die Praxis überführte: „Lieber instandbesetzen als kaputtbesitzen!“ – das alternative Viertel schuf

seine eigenen Räume für die Moderne und entbrannte für die Idee der *Freien Republik Kreuzberg*<sup>48</sup>. Beim Erzählen dieser waghalsigen Episoden ihres Lebens wirkt ihr Rücken stets noch ein wenig aufrechter als ohnehin. „Ein Affront gegen die Ordnung“ und „ein rotes Tuch in den Augen der Berliner Regierenden“ war es, dem der Staat unnachgiebig mit der „Berliner Linie der Vernunft“<sup>49</sup> entgegentrat. Was klammheimlich mit eigeninitiativen Renovierungsarbeiten begonnen hatte, nahm rasant die Züge eines offenen, organisierten Häuserkampfes an. Dieses Katz-und-Maus-Spiel zwischen Autorität und Aufständischen artete blitzschnell in blutige Schlachten aus<sup>50</sup>, denen in Hymnen gedacht wurde und noch immer wird: „Ihr kriegt uns hier nicht raus! Das ist unser Haus, schmeißt doch endlich Schmidt und Press und Mosch aus Kreuzberg raus.“<sup>51</sup> Mit der Zeit ritualisierte sich dieses blutrünstige Ballett von Protestlern und prügelnder Polizei, revolutionär romantisch verfärbt, zum festen Bestandteil Kreuzberger Kultur. Als berechenbar unberechenbares Bühnenprogramm der „Revolutionären 1.Mai Demo“ beendete das Spektakel jedes Jahr schlagartig das Fest der friedliebenden Mehrheit. Denn vor Einsetzen des steinernen Regens waren die Straßen stets gefüllt von

kosmopolitischer Volksfeststimmung: Bunte Haare, Dreadlocks, Glatzen, Kapuzenpullis, Piercings, Springerstiefel, Tätowierungen, Turnschuhe, Sonnenbrillen, Kopftücher, gefelte Haare, Basecaps, Blumenkränze, Cordhosen, traditionelle Gewänder, Sonntagsanzüge, Uniformen, untermalt von wabernder Weltmusik und revolutionären Kampfliedern, übertüncht durch süßliche Rauchschwaden, Bierdunst und Grillqualm, wohlwollend beäugt durch den direkt gewählten Bundestagsabgeordneten der Grünen – eine Werbeparade für ein linksalternatives Multikulti-Wohnidyll im einst toten Winkel der Stadt.

Doch der Tag der Arbeit war zum Tag der Party<sup>52</sup> geworden, beklagt Pascals Mutter jedes Jahr ein wenig demonstrativer, denn die Besucher begeisterten sich mittlerweile mehr für Bässe als für Politik. Fluch oder Segen, daran scheiden sich die Geister – auch seinen Ruf als „gefährlichster“ Stadtteil der Bundesrepublik hatte Kreuzberg längst eingebüßt und an seinen Nachbarn Neukölln abgetreten<sup>53</sup>. 2013 ist Kreuzberg weniger Antithese, als Antiquariat vergangener Andersartigkeit. Nirgendwo in der Stadt ist das Mietniveau nach Neuvermietung höher, als im ehemaligen Hausbesetzermekka.<sup>54</sup> Kaum Neu-Kreuzberger, die noch

in den Refrain des Rauch-Haus-Songs einzustimmen wissen. „Da trat eine Generation auf, die an die Veränderbarkeit der Welt nicht mehr glaubte und froh war, wenn sie einen guten Platz in einem Lokal hatte“, so das Fazit eines ihrer ehemaligen Weggefährten, der längst in Richtung des bürgerlichen Stadtrands abgewandert war.<sup>55</sup> Bereits unmittelbar mit dem Einstürzen der Mauer prophezeite mancher Partisan bereits den Untergang der *stinkenden aber kuscheligen Alternativnische in der kalten, kaputten Republik*<sup>56</sup>. Über Nacht war Kreuzberg plötzlich nicht mehr langes fernes Morgenland, sondern Mitte der Stadt. Neue Profite, Pläne, Projekte – Investoren, Stadtplaner und Architekten<sup>57</sup> rückten ein, um der wiederauferstehenden Weltstadt zu einer gebührenden Innenstadt zu verhelfen. In ihrem Reisegepäck hatten die urbanen Unternehmer eine gewaltige PR-Maschine, mit der sie imposante Image-Bilder der Metropole Berlin in die Zukunft zu projizieren vermochten.<sup>58</sup> Die visionäre Strahlkraft des nahenden Wandels ließ aber nicht nur die Mythen der alternativen Eliten verblassen. Als allererstes gerieten diejenigen ins Visier der Veränderung, deren Dasein meist nur als gerungesehene Fußnote in den linksalternativen Legenden und Abseits-Abenteuern bildungs-

bürgerlicher Sprösslinge zur Sprache kamen.

Pascal unterbrach sich – es war ihm wichtig klarzustellen, dass ihm der leichte Spott, der womöglich gerade gegen Ende in seiner Stimme gelegen haben mochte, ihm nicht zustand. Schließlich war er selbst das verhältnismäßig privilegierte Kind einer Akademiker-Mutter. Er zückte sein Softpack und fuhr fort: Worauf er hinaus wollte war, dass es ihm oft so vorkam, dass die Alt-Linken gerne so taten, als hätten sie die Geschichtsschreibung des Bezirks begonnen. Als wäre Kreuzberg ganz selbstverständlich von Anbeginn der Zeit ein *alternatives* Viertel gewesen.

Der Stadtteil war schon immer Sehnsuchtsort und Sammelband für die Lebensgeschichten von Menschen gewesen, die hierherkamen, um mit dem Schweigen zu brechen – seit über 300 Jahren schon ist Kreuzberg ein Stadtteil der Einwanderung. Den Anfang machten böhmische Glaubensflüchtlinge im 18. Jahrhundert. Viele folgten ihnen auf der Suche nach Frieden und einem Auskommen in der preußischen Hauptstadt. Nach den dunklen Jahren Deutschlands gesellten sich zahlreich angeworbene Arbeiter aus Süd- und Südosteuropa hinzu, um Wiederaufbau und Wirtschaftswunder wahr werden zu lassen. Spätestens seit den 1970ern

ist Kreuzberg Flüchtlingen aus den Krisenregionen aller Herren Länder ein rettendes Ufer.<sup>59</sup> All diese Menschen eint, dass sie in der Hoffnung auf „Freiheit jenseits der Notwendigkeit“<sup>60</sup> kamen.

Mit einem kurzen Abriss einer Episode aus dem Leben einer Freundin seiner Mutter machte er deutlich, was er meinte: Als junge Frau packte sie 1966 unter Tränen ihre Koffer, sammelte ihr heimlich Erspartes und verließ ihre Heimat in der Hoffnung, ihr Leben als orientalische Frau in der Ferne selbstbestimmt gestalten zu können. Wenige Flugstunden später stieg sie unendlich weit weg in ein Taxi und verlangte, vom Fahrer in die „Glücksstraße“ chauffiert zu werden. Obwohl das Berliner Straßenregister keine solche Adresse führte, wusste sie sicher, dass sie ihr Ziel sofort erkennen würde, wenn sie es nur sähe. Wie in einem Traum zogen die Menschen und Häuser einer neuen Welt am Wagenfenster vorüber. Nach einer wahren Odyssee durch die grünen Unweiten ruhiger Wohnviertel und Fahrtkosten, die den Flug bald aufwogen, sagte sie schließlich: „Ich will in einen Teil von Berlin, in dem viele Menschen leben“<sup>61</sup>. So landete sie endlich in einer kleinen aber eigenen Wohnung am Kottbusser

Tor, die ihr unermesslich viel wertvoller war, als der goldene Käfig, dem sie entflohen war.<sup>62</sup> Zwischen ihrer Ankunft und ihrem Ankommen sollten noch viele Jahre liegen. Gerade erst eingezogen, hatte sie damals dennoch umgehend eine Rolle in der Gesellschaft zugestanden bekommen – die der Gastarbeiterin – verbunden mit einer Erwartung von Rückständigkeit und Hilfsbedürftigkeit.<sup>63</sup> Sie aber sah sich anders. Mit dem Selbstbewusstsein einer unabhängigen Frau beantwortete sie die wiederkehrende Frage, wie lange sie denn in Deutschland bleiben würde, entschieden mit „Weshalb? Ich lebe hier!“ Heute kämpfte sie dafür, dass es jüngeren Generationen leichter fallen konnte, in die Mitte der Gesellschaft gehören zu dürfen.

Seit langem schon sorgte der Schlupfwinkel „SO36“<sup>64</sup> an erster Stelle für spektakuläre Schlagzeilen über gescheiterte Integration und eine scharfe soziale Schieflage, in der man schnell abrutschte, da sich ungünstige Umstände untereinander vermehrten.<sup>65</sup> Besonders die Wohnungsbauten am Kotti standen in diesem Drama als Skulpturen gesellschaftlichen Scheiterns symbolisch für Ausgrenzung, Kriminalität und Armut.

Besonders besorgt beäugte sie die mitunter merkwürdigen Methoden, mit denen manche eingewanderte

Eltern ihren Nachwuchs schützen wollten – ein türkischer Friseur ließ zum Beispiel seinen Sohn in der Obhut von Verwandtschaft in einem fernen anatolischen Dorf aufwachsen, da er fürchtete, dieser könne sich am Kotti die falschen Freunde zum Vorbild nehmen. Solcherlei Bekanntschaft machte man in Straßengangs wie den berühmt berüchtigten „36 Boys“, die uns allen ein Begriff waren. In ihnen ballte sich die Wut junger, überwiegend türkischer Männer zur gemeinschaftlichen Stärke einer kollektiven Faust. Ursprünglich hatten sie sich formiert, um vor Übergriffen gefeit zu sein und Revierkämpfe für sich entscheiden zu können. Das sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass nicht wenige von ihnen knietief im Sumpf des Verbrechens steckten. Sie galten als schnell, gefährlich und gewaltbereit. An jedem der Ausgänge des U-Bahnhofs Kottbusser Tor waren früher rund um die Uhr Gangmitglieder postiert – in *ihren* Kiez kam niemand unbemerkt, sie hingegen kamen überall hin, glaubten sie... Einigen gab die Gruppe damals Rückhalt und eröffnete ihnen die Möglichkeit, *etwas aus ihrem Leben zu machen*<sup>66</sup>, andere bogen falsch ab und kamen auch nicht wieder.<sup>67</sup>

Die Soziologin ergänzte, dass der Gangname mittlerweile in allen Variationen patentiert worden sei und ehemalige Gründungsmitglieder seit 2005 ihre „Ghetto“-Geschichte erfolgreich mit einer Modemarke vertrieben, die die *Straße* in den Kleiderschrank brachte.<sup>68</sup> Genau eine Hand voll Jahre später entwarfen Modestudenten in Kooperation mit den 36ern eine „Hip Hop Fashion“-Kollektion und katapultierten die Kreuzberger Attitüde auf die Gehsteige des Geschmacks.<sup>69</sup>

Wie wir es selbst aus eigener Erfahrung wussten, trauten sich inzwischen Trendbewusste und Kreative aus Akademie und Agentur auch ungehemmt dorthin, wo Berlin vermeintlich *hart und kaputt* war. Den Zutritt zu den dunklen Hinterhöfen kontrollieren hier heute keine Gangs mehr – sondern Türsteher selektieren das *Du und Du nicht* der Szeneclubs, deren Gäste sich aus jungen Menschen aus allen Ecken der Welt zusammensetzen, so gut wie nie aber aus denjenigen, die hier im Block ihre Kindheit verbracht haben.

Hier hinauf zum *Private Dinner* in die Wohnung unter dem Himmel verirrte sich sowieso niemand, der nicht Bescheid wusste, meinte der Architekt dazu. Wenn

das Ausgehgetöse in den späten Stunden im Innenhof manchmal überhand nahm, so empfahl die Hausverwaltung trocken: „Kippen Sie ’nen Eimer Wasser runter!“ – das hatten ihm seine Nachbarn berichtet.

Heute, über zwanzig Jahre nach Mauerfall, sind sich zahlreiche „Alt“-Kreuzberger darüber einig, dass dringend gegen „Gentri-„ und „Touristifizierung“ vorgegangen werden muss – „Recht auf Stadt!“ lautet das Gebot der Stunde. Viele Ecken Kreuzbergs sieht man in akuter Gefahr *umzukippen*. War die Wohnqualität nachbarschaftlicher Ökosysteme jedoch vor nicht allzu langer Zeit noch vornehmlich durch vermeintlich integrationsresistente Migranten bedroht,<sup>70</sup> so sind es heute vor allem die Rollkoffer von mobilen Aufsteigern und vergnügten Urlaubern, deren Geklapper ins Mark der angestammten Anwohner fährt und Ausschlussängste schürt.<sup>71</sup> Mit Pflastersteinen und Paragraphen wurden damals die Altbauten erobert und vor dem Abriss bewahrt. Wer damals dabei war, der räumt heute seine Heimat sicher nicht auf Geheiß eines steigenden Mietspiegels.<sup>72</sup> Doch tanzt so manches Gelärme gegen „die Zugezogenen“ bedenklich nah am Abgrund dunkelbrauner Blut-und-Boden-Ideologien. Verhilft denn im Quartier verbrachte Zeit automatisch zu besserem

Kreuzbürgertum und kann es überhaupt eine *natürliche* Entwicklung geben in einer Umwelt, die gänzlich menschengemacht ist? Ab wann wirken Durch- und Entmischung der Bewohner eines Stadtteils oder Gebäudes ungesund – und wer sind dann die *Kranken*?<sup>73</sup> Das harte Hochhaus-Herz schlug heftig – die Entwicklungen am Kotti nahmen an Fahrt auf und trieben seinen Puls rasant in die Höhe. Das richtige Rezept kannte keiner von uns. Sicher ist: Stadtentwicklung bedeutet Veränderung – und Stillstand den Tod.

*Ich sehe was, das Du nicht siehst!*

Sah man Pascal dort rauchend, den Ellenbogen aufs Geländer gestützt, so konnte einem an ihm wohl einiges ins Auge fallen. Zunächst vielleicht, dass er asiatisch aussah, wohl ein Elternteil asiatisch, der andere europäisch, genauer – halb-koreanisch. Sicher werden die meisten bemerken, dass er, für einen Mann in Europa, ungewöhnlich langes Haar trug. Vielleicht wird man denken, dass er ausnehmend gut gekleidet und darüber hinaus auch recht hübsch anzusehen war. Mustern Menschen sich im Vorbeigehen, so beginnen sie ihre flüchtige Analyse meist mit dem Gesicht, schlagen die Augen dann nieder zu Boden auf die Schuhe, um dann den Faden zurück zum Haupt aufzunehmen. Nahm man sich Zeit, mit dem Blick genauer über Pascals Erscheinung zu schweifen, dann offenbarte sich ein ganzer Katalog an Details, die herausgelesen sein wollten. Seine Füße steckten in Stiefeln aus hellbraunem Leder. Sie waren rahmengenäht und machten einen robusten Eindruck. Wenn man ganz genau hinschaute und damit vertraut war, dann bemerkte man womöglich,

dass Pascal die Lasche hinter der Schnürung so gefaltet hatte, wie man es mit klassischen Jagdstiefeln machte – das verminderte den Druckschmerz durch das gestauchte Leder der Lasche. War man ebenso in der Welt der Filmklassiker zuhause wie Pascal, dann wusste man, dass diese Stiefel schon durch unzählige Filme gewandert waren und zum Beispiel als Jack Nicholsons Gefährten mit ihm über's Kuckucksnest geflogen waren. Oder aber man wusste über die Stiefel, dass sie viele Jahre lang in Europa ausschließlich in Frankfurt am Main zu bekommen waren. Kenner bemerkten daran mögliche Gemeinsamkeiten in Herkunft, mindestens aber in geteiltem Geschmack.

An den Beinen trug Pascal blaue Jeans mit umgeschlagenen Hosenbeinen, an denen das Expertenauge die weißen Webkanten als Indiz auf die Fabrikation mit alten Webstühlen erkennt. Filmfreunden ist ihr Schnitt bekannt – gemeinsam mit Pascals Pferdelederjacke und seinem weißen Shirt spielte sie eine tragende Rolle in James Deans vorletztem Kinoerfolg auf seinem Weg zum Mythos und wurde zur Insignie jugendkulturellen Rebellentums. Die Analyse von Pascals Garderobe ließe sich endlos weiter vertiefen und verfeinern. Aber nicht der Umstand, dass Kleidung hergestellt und getragen,

sondern vielmehr dass sie beschrieben wird, macht sie zur gesellschaftlichen Tatsache.<sup>74</sup> Die Verständigung über modische Stoffwechselforgänge hat die Verbreitung von Mode als *Sinn* zum Ziel,<sup>75</sup> denn Sprache fügt dem Bild Wissen hinzu.<sup>76</sup>

Die sympathische Soziologin befand, dass Pascals Aufzug ihn zwar durchaus angenehm kleidete, ihr aber doch etwas antiquiert vorkam. Sie war sich darüber im Klaren, dass für ihn in diesen Lieblingsstücken große Legenden und Vorbilder weiterlebten. Mit zunehmender Vertrautheit des Vokabulars der *Sprache der Mode*<sup>77</sup> wandelt sich der schlicht gekleidete Typ in Lederjacke und Jeans in einen Mann von distinguiertem Geschmack, der augenscheinlich in nicht unerheblichem Maße Zeit und finanzielle Mittel für die stilechte Inszenierung seines Selbst aufgebracht hat und diese durch das gekonnte Rauchen der *richtigen* Zigaretten abrundet. *Alles eine Frage der Perspektive*, hieß es dazu sehr einsichtig von unserem Architekten – wie aber kommen Perspektiven zustande und was bedeutet es, etwas als Objekt zu erkennen?

Der einzige Ausgangspunkt für eine Betrachtung der Welt liegt in uns selbst,<sup>78</sup> antwortete die Dame und passte einen perfekten Augenblick ab, um ihre Worte

zu veranschaulichen: Dass Pascal sich nämlich gerade in den Türrahmen zurückgezogen hatte, um geschützt vor Wind und Wetter das Feuer seiner Zigarette zu entzünden, setzte, so alltäglich dies uns auch erscheinen mochte, äußerst Bemerkenswertes voraus: Ohne langes Fackeln hatte er die räumliche Beschaffenheit der Situation, den Abstand der Wände zueinander, die Tür und ihren Bogen, Klinke und so weiter, als Schwelle zwischen Draußen und Drinnen zusammengefasst und mit der Idee von *Haus* und einem Gefühl von *Geborgenheit* verbunden. Ohne ein solches Verständnis wäre überhaupt keine Unterscheidung denkbar,<sup>79</sup> denn wie sollten uneingeweihte Augen erkennen, dass unbekannte Formen bestimmte Funktionen bedeuten?<sup>80</sup>

Unsere Wahrnehmung der Welt beschrieb sie poetisch als ein feingliedriges Wunderwerk. Unsere Sicht auf unsere Umgebung und uns selbst darin, gleiche dem Wuchs eines Baumes: Seine Wurzeln heimatlich verankert, beginnt er, ausgehend von Ort und Stellung, seine Arbeit des Wachsens hin zu einer Krone stetig werdender Anschauungen. Mit unterschiedlichem Maße und verschieden gerichtet strebt sein Astwerk in die Ferne, um sich dabei mit der Zeit immer feiner zu verästeln. Manch Baum stünde zwar allein auf weiter

Flur, doch die Mehrheit schätzte die Gesellschaft anderer, mit denen sie ihre Zweige verkreuzen und durch gemeinsames Abwerfen des Blattwerks, den Boden für das gemeinsame Bestehen als Wald bereiten.

Ein gelungenes Bildnis, beglückwünschte sie der Architekt. Jedoch können die vielen Gegenüber einer Gruppe auch den Blick in die Weite verstellen, gab er zu bedenken.

Das Treiben des Windes, der den Rauch von Pascals Zigarette mit sich trug, spielte sein Spiel mit unseren Sinnen – das mochten wir alle zu verspüren. Aber unsere Wahrnehmung der Dinge ist nicht frei von Erinnerung und Erwartung – jeder Blick, der Pascal an diesem Abend streifte, würde ihn ein anderes Leben führen lassen. Worte, Gesten, Zeichnungen oder bloß Laute – sie alle entstammen einer Reihe von Regeln, die sie erst verständlich machen.<sup>81</sup> Darin unterscheiden sich die ungleichen Geschwister Reiz und Symbol. Zumindest zweiseitig verabredete Kennzeichnungen ermöglichen Grenzüberschreitungen zwischen *Dir* und *Mir*. Keine Handlung und kein von Menschenhand geformtes Ding, das nicht von unserem Geist erfasst, zerlegt und als Bestandteil eines Systems wiederhergestellt wird.<sup>82</sup> Durch regelmäßige Rendezvous der Stoffe in Raum

und Zeit festigt sich der Tritt auf den Wegen heraus aus unseren ureigenen Wahrnehmungs-Höhlen<sup>83</sup> und hin zu den Gemeinplätzen unserer Wirklichkeiten. Ohne sie gäbe es keinerlei Orientierung im weiten Feld zwischen Wahrnehmung und Wahn.

Der beruhigende Leitspruch *ich glaube nur, was ich sehe*, sei deswegen stets mit äußerster Vorsicht zu genießen, mahnte sie an. Nicht zu errahnen, welche Hülle und Fülle des Daseins wir durch unsere körpereigenen Instrumente gar nicht aufzuspüren vermögen. Abgesehen von den Beschränkungen der menschlichen Mechanik<sup>84</sup>, beschneidet das Oberstübchen den Mythos objektiver Wirklichkeit noch weitaus mehr, denn um nicht in der Uferlosigkeit der Gegenwart unterzugehen, muss der Verstand die Sturmflut der Sinneseindrücke eindämmen und in Seitenarme, Schleusen und Stauseen navigieren. Eine Strategie vorsätzlichen Blindseins. Um dem eigenen Wirken eine Richtung geben zu können, müssen die Gedanken *auf* etwas gelenkt werden. *Wahrzunehmen* heißt, ein Bruchstück aus dem Rahmen des Möglichen durch ein Brennglas zu bündeln und bevorzugt zu betrachten. Menschen sehen vor allem das, was für sie relevant ist. Nebensächliches rückt an den Rand, wird unscharf und gerät mitunter völlig

aus dem Fokus. Wer beim zweiten Lesen eines Buches neue Passagen entdeckt oder in seinem Lieblingsfilm bislang ungekannte Details bemerkt, weiß um das Gefühl zwischen Verblüffung und Zweifel, welches sich überrumpelnd Zutritt durch die Hintertür des Unbewussten verschafft.

Zu dieser fortgeschrittenen Stunde stolperte das Gespräch auf unterhaltsame Weise, als Pascal der Dame farbenfroh seine begeisterte Entrüstung über die Großaufnahme eines Penis in der Neuauflage eines Italowestern-Klassikers unter der Regie eines seiner liebsten Regisseure schilderte. Was ihn dabei so außerordentlich bewegt hatte, war die Tatsache, dass ihm dieser erst beim zweiten Anschauen des Films ins Auge stieß, obgleich dieser einen ausgedehnten Moment lang das Zentrum der Kinoleinwand beherrschte. In der dubiosen Szene hing der Held in ausweglos misslicher Lage nackt und kopfüber von der Decke und drohte, durch einen Handlanger des Bösen mit scharfer Klinge entmannt zu werden. Merkwürdigerweise war das Gemächt nicht nur von Pascal unbemerkt geblieben – all seine Kumpels bestritten noch immer vehement dessen Präsenz und machten sich einen großen Spaß daraus,

ihm zu unterstellen, auf der Leinwand zu sehen, was er dort zu sehen hoffte.

Unsere wissenschaftliche geschulte Kameradin blieb nicht um eine plausible Erklärung verlegen – ihre Vermutung: Kastrationsangst ließe die Mehrzahl der Herrschaften die prominente Männlichkeit in existenzieller Gefahr schlichtweg ausblenden. Die Konversation führte die beiden dann auf den weit entfernten indischen Subkontinent. Denn sie hatte in dieser Angelegenheit ebenfalls erstaunliche Erfahrungen zu teilen: Gemeinsam mit einer befreundeten Kamerafrau war sie mehrere Monate durch das Morgenland gereist, um einen Dokumentarfilm über einen „Hygiene-Karneval“<sup>85</sup> zu drehen. Auf spielerische Weise sollte mit dieser großangelegten Kampagne Millionen Menschen gesundheitsbewusstes Handeln im Alltag nähergebracht werden. Während ihrer Reise stieß sie dabei auf eine erstaunliche Geschichte: Ein indischer Autor, der lange Jahre im Ausland verbracht hatte, beschrieb die ungeheuerliche Ungereimtheit seiner Landsleute, die sich als sauberstes Volk auf Erden wännen, gleichzeitig aber alle möglichen und vor allem unmöglichen Orte zur Latrine machen und dieses allgegenwärtige Gehocke dabei in völliger Aufrichtigkeit leugnen, um sich

in einer Verschwörung in Blindheit zu verbünden.<sup>86</sup> Auf amüsante Weise veranschaulichten die Beispiele der beiden, wie die Kommandobrücke des Bewusstseins Netze auswirft, um unliebsame Tatsachen aus dem Ozean der Wirklichkeiten zu fischen.<sup>87</sup> Weniger geht es hierbei darum Widersprüche zu lösen, als sie verschwinden zu lassen und die sichtbaren Verhältnisse für das Auge so zu verschieben, dass sich Lücken schließen und ein bezwingbares Bild entsteht.<sup>88</sup> In anderen Worten: Der Stimme der Wahrheit wohnen verdächtige Nebengeräusche inne, doch die nächsten Beteiligten wollen davon nichts hören.

Schmunzelnd schlenderte ich an das andere Ende der Terrasse und steckte mir eine weitere rote Gauloises an. Je länger mein Blick über die Fassade des großen Gebäudes wanderte, desto mehr Einzel- und Besonderheiten entdeckte ich. Welche für mich verborgenen Wirklichkeiten trieben dort vielleicht noch ihr Unwesen? Abertausende von möglichen Erlebnissen, die ich mit mir nicht in Beziehung zu bringen vermochte. Unsere Wirklichkeiten treten in mannigfaltigen Gewändern zu Tage, die ebenso dem Wandel der Moden unterliegen wie unsere Kleider. Bereits in der Auseinandersetzung

mit Pascals Garderobe zeigt sich, dass die Umwelt von zahllosen Zeichen bevölkert wird, die je nach ihrem sozialen Stempel einen Platz in der Weltordnung des betrachtenden Auges zugewiesen bekommen. Dass Pascal mit seinen Stiefeln ein sicheres Auftreten an den Tag legte, ist Ausdruck seiner inneren und äußeren Sicherheit.<sup>89</sup> Wie aber konnte es sein, dass Pascal und sein weibliches Gegenüber sich in ihrem Urteil über den Schnitt seiner Jacke widersprachen und beide dennoch gleichermaßen Recht hatten?

*Geschmack* bezeichnet zunächst unsere Fähigkeit, sinnliche Qualitäten wahrzunehmen und darüber hinaus unser Vermögen über ästhetische Werte zu urteilen.<sup>90</sup> Eine *Vorstellung* von etwas zu haben, bedeutet vorab in eine bestimmte Ausgangslage versetzt zu sein, von der aus nur eine Auswahl von Blickwinkeln eingenommen werden kann. Unser eigenes Ansehen befindet sich in unterschiedlicher Distanz unter oder über sowie rechts oder links der Dinge – wodurch wir deren Bedeutung für uns bemessen. Wo und wie wir mit den Beinen im Leben stehen, ist zum einen unserer Herkunft und der Anteilnahme von Menschen an der Ausbildung unseres Wesens zu verdanken oder geschuldet. Zum anderen nimmt es seinen Lauf aber dementsprechend, wie

und wohin wir unser Selbst führen. Welche Wege wir dabei gut erschlossen, von Stolpersteinen übersät oder gar versperrt vorfinden, liegt in den Zusammenhängen von wirtschaftlichem, kulturellen und gesellschaftlichen Kapital angelegt, die zum richtigem Zeitpunkt und Zweck Tore und Türen öffnen.<sup>91</sup> Um Chancen ergreifen zu können, muss man sie sehen. Und die Fähigkeit des Sehens bemisst sich am Wissen.<sup>92</sup>

Ich fragte mich, ob es denkbar wäre, dass wir in ein paar Jahren vielleicht wieder hier stehen würden, uns die Augen rieben und fragten, wie wir die Schönheit dieses Gebäudes all die Jahre nicht hatten sehen können? Ganz gewiss würde die Erkenntnis, dass sich unsere Anschauung von unserer Umgebung und uns selbst darin sich mit Zeit und Rat ändert, auch nicht vor den Mauern des Beton-steinernen Berlins<sup>93</sup> halt machen. Ich schnippte meine Zigarette vom Dach und hörte den Architekten feststellen, dass das Haus gut zu ihm passe – und fragte, wie wir das sähen?

## *Rollende Steine*

Die Dame, deren Begleitung wir sein durften, bugsierte uns zurück in die Wohnung, damit wir uns auch die ausgestellte Kunst anschauten. Als wir uns gerade fragten, zu welchen Preisen die Werke wohl gehandelt würden, setzte Pascal zu einem Themensprung an. Gerade war ihm in den Sinn geschossen, dass die internationale Version des Original-Filmposters zu „Metropolis“ 2005 für 690.000 US-Dollar versteigert worden war. Auch solch sekundäre Sachkenntnis zählte zu Pascals Wissensschatz über das Reich des Films. Er selbst verfügte über eine durchaus respektable Sammlung an originalen Drucken. Seine allerersten Poster hatte er von seiner Mutter – gerade noch rechtzeitig hatte er sie entdeckt und aus dem Müllkarton gefischt, hatte sie damals doch beabsichtigt, sich von einigen alten Exemplaren, die früher in ihrer WG gehangen hatten, zu trennen. Aus einer Laune heraus hatte er später in einschlägigen Börsen recherchiert und dabei festgestellt, dass manche von Ihnen in Sammlerkreisen gefragt und inzwischen von beachtlichem Wert waren. Plakate

waren, so fuhr er fort, von Beginn an die unbewegten Gefährten des Films. Als werbende Begleitung der Kinostreifen erhoben sie die Wahrnehm- und Vermittelbarkeit zu einer Kunstform, die es vermochte, Inhalt und Genre in einem einzigen Bild zu präsentieren.<sup>94</sup> In Massen für das Tagesgeschäft produziert, führte der Weg für die meisten Stücke nach ihrem Dienst in die Entsorgung. Doch einige Fundstücke wurden hier und dort aufgehoben und wanderten in die Obhut von Filmfreunden. Die Sammelleidenschaft für solch nutzlose Dinge mag damals für exzentrisch gehalten worden sein, heute jedoch sind die alten Reklamen manchmal die einzig noch verbliebenen Zeugen verlorengegangener Filme. Über viele Jahre hinweg wurden die Stücke verschenkt oder zu eher geringen symbolischen Preisen weitergereicht. Weit über ein halbes Jahrhundert blieben alte Filmposter praktisch *unverkäuflich*. Nicht zu vertreiben in dem Sinne, dass sie keinen auf einem Markt eintauschbaren Wert darstellten.

Doch Mitte der 80er Jahre wendete sich das Blatt: Das Interesse für die papiernen Relikte wuchs und ebenso die Summen, die Sammler zu zahlen bereit waren. Spätestens die zunehmend hochdotierten Auktionen traditionsreicher Auktionshäuser<sup>95</sup> ab den 90er Jahren

ließen die letzten Reste des leicht kauzigen Images der Filmplakate-Fans verfliegen.<sup>96</sup> Mit dem sprießenden Interesse wurden die Sammlerstücke darüber hinaus mit neuen Bezugsrahmen versehen. Den Auftakt machten kurze Artikel in Sammlerzeitschriften. Es folgten wiederum verschiedene Sparten der Presse, bis sich zu den kurzlebigen journalistischen Beiträgen zusehends auch wissenschaftliche Werke in gebundener Ausgabe gesellten, die die Kinokunst katalogisierten, theoretisch einordneten und ihr dadurch endgültige Bedeutsamkeit verliehen.

Mitnichten hatte Pascal die relevante Fachpresse studiert – aus reinem Bauchgefühl heraus hatte er die Vernichtung der alten Poster verhindert, die seine Mutter damals für Plunder hielt. Seine plötzliche Eingebung ließ ihn die Plakate damals nicht als Müll, sondern als etwas von zu bewahrendem Wert, als etwas von *Dauer* ansehen.

Woraus besteht der Klang dieser undurchsichtigen inneren Stimme, die wir Intuition nennen, wenn nicht aus einer Akkordfolge gemachter Erfahrungen?<sup>97</sup> Ihre Dichtungen weisen Wege durch das Dickicht der Gedanken, ohne dass ihre Routen nachvollziehbar wären. Zweifellos schöpfte Pascal mit seiner Ansicht damals

nicht gleich eine neue Mode, doch war sein Urteil auch kein zu unterschätzender Schritt, sondern ein kleiner kreativer Sprung in der Wandelhalle der Werte. Erst die Masse an zustimmenden Bewertungen führte die alten Filmposter hinaus aus ihrem Nischendasein und hinein in die repräsentativen Rahmungen bürgerlicher Wohnzimmer, Galerien und Museen.<sup>98</sup> Dinge, deren Idee viel verehrt, genießen großes *Ansehen* und erlangen auf dem Markt hohen Wert. Aufmerksamkeit ist eine Währung mit der Transfers in verschiedene Richtungen möglich sind. Die Marktmechanismen der Filmindustrie führen dies in besonderem Maße vor: Aufsehenerregende Artefakte, imposante Persönlichkeiten oder geschichtsträchtige Orte lassen Filme in besserem Licht dastehen, denn ihre Strahlkraft hüllt alle Umstände der Produktion mit ein. Andersherum reißen sich manche Unternehmen geradezu darum, ihre Produkte in prestigeträchtigen Filmsets zu platzieren, da solche Gastrollen Ruhm und Umsatz verheißen können.<sup>99</sup>

Dass Pascal sich sehr für Filme begeisterte wurde jedem der ihn kennenlernte schnell bewusst. Mit seinen Ausführungen hatte er aber Anlauf genommen, um

uns auf eine gedankliche Fährte zu locken, die uns eine seiner Überlegungen nachvollziehbar machen sollte: Vor dem Haus, in dem Pascals Mutter wohnte, fanden seit geraumer Zeit verstärkt Dreharbeiten für Film und Fernsehen statt. Die prächtig in Stand gesetzten Stuckfassaden ihrer Straße bedienten als Kulisse offensichtlich besonders authentisch die Vorstellungen eines mondänen Berliner Milieus. Auch wenn nicht wenige Anwohner sich dadurch als unfreiwillige Statisten missbraucht fühlten, so bekannte die Bezirkspolitik, dass das öffentliche Interesse der Stadt am Ausbau ihres Images als Medienstandort (und die einhergehende Höhe der Drehgebühren) schwerer wogen, als vorübergehende Probleme der Bürger.<sup>100</sup> Das hätte sich Pascals Mutter nie träumen lassen, als sie und ihre Mitstreiter die Mietskasernen damals besetzten, um sie vor dem Abbruch zu bewahren. Heute zog ihr sachkundiger Blick aufschlussreiche Parallelen zwischen dem gerahmten Filmplakat an ihrer Wohnzimmerwand und dem Mietshaus, das ihre Wohnung umgab. Die dem Verfall preisgegebenen Häuser, die sie und ihre Gefährten in den 80ern für sich beanspruchten, in dem sie Barrikaden gegen die staatliche Autorität errichteten, waren zu diesem Zeitpunkt noch vermeintliche Rui-

nen mit rattenverseuchten Kellern im dunkelgrauen Kreuzberg. Dass ihre Gruppe in jenen Tagen für deren Erhalt kämpfte und dadurch die Behauptung in die Welt stellte, die Bauwerke seien strukturell gesund und bedürften lediglich einer Modernisierung, wurde mit einigem Spott bedacht. Die alten Gemäuer mochten vielleicht zwar einen gewissen Reiz ausüben, doch waren sie für die Mieter der Moderne trotzdem keine geeignete Unterkunft, urteilte die Obrigkeit. Geringer Lebensstandard, mangelhafte Ausstattung, Gesundheitsschädlichkeit, Lichtmangel, Feuchtigkeit – das alles waren zweifelsohne handfeste Kriterien, die dafür sprachen, dass die Lebensdauer dieser Immobilien an ihrem Ende angelangt war. Ihr Marktwert strebte praktisch gegen Null, aber dieser Zustand war nur die Wirkung einer darunter verborgen liegenden Ursache: Das Erdenleben, welches wir für ein Gebäude als angemessen betrachten, geht über die Haltbarkeit von Backstein, Beton, Mörtel, Fliesen, Holz und Glas hinaus. Diesem *natürlichen* Verfall steht der kulturelle Wert entgegen, der einem Objekt gesellschaftlich zugesichert wird. Er entscheidet darüber, in welcher Höhe Aufwendungen zur Instandhaltung gerechtfertigt sind oder eben auch nicht. Kosten von 1,2 Millionen Euro

für Sanierungsarbeiten am Berliner Dom<sup>101</sup> wurden 2008 anstandslos bewilligt und würden es sicherlich auch allezeit wieder – denn die Mehrheit der Bundesbürger sieht die Kirche als ein erhaltenswertes Monument deutscher Geschichte an, weshalb es nur allzu selbstverständlich ist, dass ihre Tage künstlich vermehrt werden. Ein ausgezeichnetes Stichwort, wie unser Architekt fand. Ihm kam sofort die Initiative eines privaten Fördervereins, der sich für den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlusses stark machte, in den Sinn. 80 Millionen mochten seine privaten Förderer beisteuern, um vergangene preußische Geschichte in alter Schönheit neu aufleben zu lassen.<sup>102</sup>

Große Summen in die Hand zu nehmen, um zu verhindern, dass die gründerzeitlichen Wohnbauten unter dem Druck der radikalen Erneuerungspläne zusammenbrachen, erschien damals vollkommen abwegig, fuhr Pascal fort. Aber den Widerständigen gelang es mit ihrer Beharrlichkeit, die Politik in Zugzwang zu bringen. In der Folge erschienen erste Gutachten, die für den Erhalt plädierten und schließlich gipfelten die Bestrebungen gar in einem städtebaulichen Programm „behutsamer Erneuerung“<sup>103</sup>. Den Besetzern war es mit ihrem aufständischen Tanz gelungen, für so viel Wirbel

zu sorgen, dass nicht nur die Zerstörung abgewendet, sondern der Altbau zu neuer gesellschaftlicher Geltung gelangte.

Ein wahres Musterstück für die augenscheinliche Verformbarkeit der Dinge thronte im Wohnzimmer von Pascals Nachbarn. In dessen Ecke zierte ein wunderschöner Jugendstil-Kachelofen mit großer Krone den Raum, wie er uns erzählte. Dass dieser „schmucke Hingucker“, wie seine Mutter zu berichten wusste, erst im Zuge der Komplettanierung um die Jahrtausendwende nachträglich eingebaut wurde und ursprünglich aus einem kleinen Bauernhaus im Berliner Umland stammte, spielte für das Paar, das erst kürzlich zu einem stattlichen Quadratmeterpreis eingezogen war, überhaupt keine Rolle – sie hatten entschieden, ihn für original zu halten. Während der Wohnungseinweihungsparty überschütteten Freunde und Gäste die beiden mit Gratulationen zu dieser schönen Wohnung und insbesondere auch zu diesem Prachtexemplar Altberliner Handwerkskunst. Diese Anerkennung wog die verhältnismäßig hohe Miete für die beiden um Längen auf. Seine stolzen Besitzer waren aus dem etablierten, aber ihnen, wie sie sagten, „zu arrivierten“

Berliner Südwesten nach Kreuzberg gezogen, um den Puls großstädtischer Vielfalt wieder stärker zu spüren. Ihre Einschätzung der Dinge war schlicht und einfach bedeutender als der Missmut ihres studierenden jungen Nachbarn, der diesem dekorativen Kitsch nichts abgewinnen konnte. Glaubwürdigkeit sticht *Wahrheit*.

Pascal erzählte, dass seiner Mutter schmerzlich bewusst war, dass der Erfolg ihrer „Instandbesetzungen“ in aller erster Linie darin begründet lag, dass man damals über das Wissen verfügte, sich medial zu inszenieren, mit Paragraphen zu jonglieren und politische Allianzen zu schmieden. Eine Horde Obdachloser, die Zuflucht gesucht hätte, wäre dazu niemals im Stande gewesen. Wissen verleiht Macht über die Verhältnisse der Dinge in Zeit und Raum. Ein Erkenntnis, welche die Pfeiler ihres sonst so sachlichen Selbstverständnisses zutiefst erschütterte.

Pascal lenkte das Thema weiter, in dem er den Namen einer Kneipe nannte, die unweit am Eck zum Ufer lag. Wir kannten sie besser, als uns manchmal lieb war... Seit einer geraumen Zeit schon mussten die jungen Wirte mit der Empörung des Paares aus der darüberliegenden Beletage umgehen, welches im Angesicht

unzumutbarer Lärmbelästigung juristische Schritte in die Wege geleitet hatte. Gar die Drohung der Schließung drang durch die Dielen. Die beiden Lärm-Leidtragenden Kläger waren ehemalige Weggenossen seiner Mutter, die sich in einem früheren Leben an vorderster Front der Flächensanierung entgegenstellt hatten. Mit langem Atem und einem fein ausbalanciertem Gespür für das Gleichgewicht zwischen Durchsetzungsvermögen und Diplomatie wurden sie am Ende sogar zu den legitimen Eigentümern der besetzten Wohnung. Pascal wusste durch seine Mutter, dass die beiden sich erst nach langem Zögern dazu durchgerungen hatten, einen befreundeten Anwalt hinzuzuziehen. Seither verdächtigten sie sich selbst des Spießertums und hinterfragten befangen ihre Integrität. Dass ihre Kinder morgens sichtlich unausgeschlafen aus ihren Bettchen purzelten, stellte allerdings eine Beeinträchtigung ihrer Lebenssituation dar, die für sie nicht länger hinnehmbar war. Pascals Mutter kannte das Problem von abendlichen Besuchen und verstand ihre Freunde nur allzu gut. Sie hatte sich selbst aufrichtig eingestehen müssen, dass sie in vergleichbarer Situation wohl ähnlich handeln würde.

Als *altlinke* Eigentümerin wurde sie manchmal mit Un-

terstellungen konfrontiert, die danach trachteten, den Kern ihrer früheren Hausbesetzungen, als eine alternative Form des Langzeit-Investments zu entlarven. Ihrer Einschätzung nach gab es aber nicht zu viele *Kapitalisten*, die Häuser kauften, sondern zu wenig Menschen, die ihren Wohnraum besaßen. Das zeigte sich für sie in einer Zeit, in der Kreuzbergs Marktwert geschwind stieg und Bewohner ihre Heimat verloren, während im selben Zug internationale Immobilienhändler Monopoly spielten, sehr drastisch. Investitionen in Betongold gelten als krisensicheres Geschäft. Gewohnt wird letztlich immer, weshalb Häuser eine langlebige Form von Kapital bilden. Vernünftig unterhalten können sie Generationen überdauern. Doch der Zahn der Zeit nagt nicht nur am Mauerwerk, besonders der Fortschritt von Forschung und Technologie lässt Gebäude veralten und an Wertschätzung verlieren. Aber diese nüchtern wirtschaftliche Betrachtungsweise ist eben eine Seite der Medaille. Ihren Konterpart gestaltet die Launenhaftigkeit der Mode, deren Spiel nicht linear, sondern zyklisch verläuft. Dadurch, dass Pascals Mutter und ihre Mitstreiter als Pioniere mit wenig Geld und viel Glauben begannen, wertlose Häuser zu restaurieren, ebneten sie den Weg für den Übergang der

Mietskasernen in einen Status der *Dauerhaftigkeit*. Die bedeutendste Erhöhung widerfuhr den Bauten, in dem sie später unter die Schirmherrschaft des Denkmalschutzes gestellt wurden. Unter Zuhilfenahme von Gesetzestexten trug man damit von nun an Sorge, dass kein Eigentümer die ungeheuerliche Mühe unternehmen konnte, den Marktwert des Gründerzeitensembles durch unbedachte Renovierungsarbeiten zu verringern. Manch betagter Bürger mochte noch immer den Kopf schütteln über diese Sympathie für das Überkommene. Potentielle Geldgeber hingegen, die zuvor argwöhnisch darauf bedacht gewesen waren, diesen bewohnten Bauschutt aus ihren Einzugsgebieten herauszuhalten, lugten nun hinter ihren Schutzwällen hervor und witterten das Geschäft.<sup>104</sup>

Um den Wahwitz der Wohnungsbesichtigungen in den angesagten Ecken wussten wir alle nur allzu gut. Doch ungeachtet der beeindruckenden Verwandlung der Altbauten von Armutszeugnissen zu bevorzugten Wohnlagen, schließen die meisten Menschen eine vergleichbare Verwandlung für die brutalen Klötze am Kotti kategorisch aus. Schließlich waren diese in menschenunwürdiger Massenbauweise entstanden und wiesen weit weniger ästhetische Qualitäten auf als

die Gründerzeit mit ihren handwerklich schönen Details...

Nichts bleibt wie es ist, alles ist im Fluss. Alles geht und alles kommt zurück,<sup>105</sup> doch die Steine geraten nur ins Rollen, wenn die Strömung stark genug ist. Die Gesellschaft gibt und die Gesellschaft nimmt und verändert sich dabei selbst.<sup>106</sup> Nichtsdestoweniger scheinen die gleichen gesellschaftlichen Trennlinien stetig aufs Neue gezogen zu werden. Was für Filmplakate und Wohnhäuser gilt, macht auch vor ihren Ideen nicht halt. Vermeintlich frei wie nächtliche Schatten, unterliegen Gedanken doch auch unvermeidbar den Zwängen der Menschheitsgeschichte.<sup>107</sup> Die Möglichkeiten der Wirklichkeit im Hinterkopf muss der forschende Blick auf die Herrschaft über das Wissen gerichtet werden.<sup>108</sup> „Keine Atempause, Geschichte wird gemacht!“<sup>109</sup>

### *Was ist, ist und was nicht ist, ist möglich*

Wirklich sind diejenigen Geschichten, die wir durch unser Erzählen ins Leben rufen und durch das Erinnern erhalten.

Geschichten, die wir uns erzählen und in Erinnerung halten wirken.

Wir erzählen und erinnern wirkliche Geschichten.

Wir erfinden Wirklichkeit.

Wer Wahret?

Wahr.

.

So ungefähr erinnerte die Soziologin ein Gedicht, das sie kurz vor dem Abitur einmal geschrieben hatte. Sie hatte die Zeilen vorgetragen, um uns mit auf einen weiteren gedanklichen Spaziergang zu nehmen:

Erzählen, erinnern, erzählen... was nach den unendlichen Verwandlungen einer Geschichte im menschlichen Miteinander verbleibt, ist manchmal nur noch eine vage Ahnung von Gewesenem, die sich nicht mehr in Worte vergrößern lässt. Weitaus schwieriger zu unterscheiden als Phantasie und Wirklichkeit, sind erinnerte Phantasie und erinnerte Wirklichkeit.<sup>110</sup> Die

eingedeichte Uferlosigkeit menschlichen Vorstellungsvermögens eröffnet beliebige Möglichkeiten, sich eigene Erinnerungen einzurichten. Der Glaube an *die* eine, wahre Wirklichkeit erscheint vor dem Hintergrund der unzähligen und durchaus widersprüchlichen Wirklichkeiten, Weltanschauungen und Wahnvorstellungen als geradezu gefährlich, denn über wenige Abzweigungen nur führt er zu Anmaßung und Unterdrückung.<sup>111</sup> Wenn andererseits alles wahr ist und auch das Gegenteil, wie gewinnt dann der Verstand den notwendigen Halt, um sich in der Welt zu orientieren?<sup>112</sup>

Kein *Wir* ohne *die Anderen*. Jeder auf dieser Party trug nicht nur ein eigenes Bild von der Welt mit sich, sondern auch eines davon, wie sie sein sollte.<sup>113</sup> So sehr sich Gegensätze sprichwörtlich und physikalisch anziehen mögen, so gerne gesellt sich hingegen *Gleich und Gleich*. Das war heute Abend wieder einmal bestens zu beobachten. Nur sofern Individuen sich auf Augenhöhe begegnen, teilen sie einen gemeinsamen Rahmen, um überhaupt das Gleiche *sehen* zu können. Enge Bindungen werden meist mit Menschen geschmiedet, deren Weltbilder ähnlich aussehen.<sup>114</sup> Was sie bei einander suchen, ist nicht weniger als das gegenseitige Einvernehmen über eine gemeinsame Behauptung der

Welt.<sup>115</sup> Müßig nachzusehen, ob es auf der Party noch mehr Raucher roter Gauloises gäbe. Auf amüsante Weise merkte die schöne Geisteswissenschaftlerin an, dass rote Gauloises im Softpack in ihrer Symbolsprache tatsächlich wohl am ehesten ihrem potentiellen Ehemann entsprächen...

„Wie sähe wohl der Stadtteil aus, in dem die roten Gauloises wohnen?“, fragte der Architekt daraufhin in unsere Runde.

Wohin wir uns auch umsahen, kombinierten sich die kleinen Gruppen immer wieder neu, während die wechselnden Gesprächspartner untereinander nach Schnittmengen suchten. Solch vordergründig oberflächliche Partyunterhaltungen gleichen dem Häuten einer Zwiebel, seziierte die Soziologin die Situation. Bereits mit der Begrüßung erfolgt mehr oder minder vorsichtig eine Enthüllung der eigenen Person.<sup>116</sup> Zu Beginn einer Begegnung auszuwählen, wie man von den anderen gesehen werden will, ist eine unwahrscheinlich leichtere Aufgabe, als diesen ersten Eindruck später wieder zu verändern.<sup>117</sup> Eine zwischenmenschliche Tuchfühlung, die dazu dient, Brücken für gemeinsame Wege zu schlagen oder aber in Sackgassen zu ver-

den. Sie bemerkte zudem, dass sich solch Gespräche geradezu überzufällig oft Wohnquartiere zum Thema haben – denn wie und wo wir uns befinden, gibt umfangreich Auskunft über die Zusammenhänge, in die wir verwoben sind.

Als Pascal vor ein paar Jahren zum Vorstellungsgespräch in eine Wohngemeinschaft eingeladen wurde, die, wie es sich schnell herausstellte, nicht recht zu ihm passen sollte, geriet er über eine wesentliche Kleinigkeit ins Stutzen: Die beiden Hauptmieterinnen hatten, obwohl die Wohnung unbestreitbar fußläufig der U-Bahn Station Kottbusser Tor lag, in der Annonce eine andere Haltestelle angegeben, die mindestens mehr als doppelt so weit entfernt war. Verwundert hatte er nachgefragt, was es damit auf sich hatte – worauf eine der beiden schließlich umständlich preisgab, dass ihnen die Nähe zum schmutzigen Kotti äußerst unliebsam war und sie sich lieber in Richtung des „schöneren“ Westens von Kreuzberg wählten. Gerade vor diesem Hintergrund fand er es besonders bemerkenswert, wie sich dies in nur wenigen Jahren so merklich hatte ändern können. Auch die Dame unserer Runde fühlte sich im „Herzen Kreuzbergs“ immer wohler und

konnte sich momentan nicht vorstellen, in einem anderen Winkel Berlins zu wohnen. Es schien ihr, als ob sich ihr Bild des Kottis und seinen Gebäuden mit der Zeit verändere. Es sei zwar ein „krasses“ Bild, wie sie sagte, aber von hohem Wiedererkennungswert und es wurde für sie umso spannender, desto mehr sie sich mit ihm auseinandersetzte – sie hatte das „Kotti“ lieben gelernt.

Das war Musik in den Ohren des Architekten-Nachbarns. Er prostete aufs Kotti und erzählte uns die Geschichte, die ihn hier hinauf ins Zentrum Kreuzberg geführt hatte: Nach mehreren Jahren im Berliner Altbau hatte es für ihn als Architekten geradewegs auf der Hand gelegen, aus der „Mittelstandsästhetik“ ausubrechen und den Umzug in eine „gebaute Utopie der Nachkriegsmoderne“ zwischen „Alltag, Poesie und Theorie“<sup>118</sup> zu bewerkstelligen. Als er vor einigen Jahren seine bewusste Entscheidung für das Relikt radikaler Neubaukultur fällte, stieß er damit zunächst auf einiges Argwöhnen in seinem Freundeskreis. Die Berliner Drogenszene war damals tatsächlich noch *im* Haus wohnhaft und über die restlichen Bewohner erzählte man sich düsterste Schauernmärchen, weshalb er so manchen Besucher die ersten Male unten von der

Tür abholen musste, um ihnen sicheres Geleit durchs Gruselkabinett zu gewähren. Er aber sah von Anfang an das „böse“ Haus in seiner brutalen Schönheit und fand Gefallen an der ihm innewohnende Utopie – was er nach und nach auch seinen Bekannten zu vermitteln wusste... Ganz besonders angetan war er von der anfänglichen *Unbesetztheit* des Ortes, der durch seine Außenseiterstellung viele Freiheiten einräumte, die für ihn eine große Qualität darstellten. Seiner Einschätzung nach waren es genau solche Umbruchsituationen in der Stadt, die als Spielwiesen für das Selbstverwirklichungsstreben kreativer Geister urbar gemacht werden konnten. Die Hausverwaltung hatte ihn bereits das ein oder andere Mal konsultiert wenn es um die Vermietung vakanter Wohnungen ging und ganz gezielt nachgefragt, ob er denn nicht jemanden wüsste, der vielleicht einziehen wollen würde. Guten Gewissens konnte er von sich behaupten, als ein Nachbar eingezogen zu sein, dem die eigene Integration in das bestehende Mieter-Gefüge stets am Herzen gelegen war – das begann mit dem Gespräch im Aufzug und reichte bis weit hinein in seine professionelle Arbeit mit Akteuren vor Ort. Dennoch war ihm klar, dass er und seine neuen Nachbarn das Gesicht des Kotti veränderten

und munter mitbauten am Wandel der Wirklichkeit. Viele seiner Bekannten scheuten sich den Namen des Phänomens, von dem niemand wollte, dass es eintrete, auszusprechen und keiner mochte dafür verantwortlich sein. Das Feindbild zeigte stets junge Gutverdiener, die verlernt hatten zu *wohnen*. Bekanntermaßen hatten diese karrierebewussten Genießer mit Hang zu Latte Macchiato und Konsum einen ausgesprochenen Faible für Altbauten, weshalb man eine *klassische* Gentrifizierung für die großformatigen Bauten weitestgehend ausschloss. Die standardisierten Fertigteilfassaden wiesen an und für sich auch nicht die ästhetischen Qualitäten auf, die nötig wären, um die individuelle Note einer Aufwertungs-Klientel zu unterstreichen. Doch unsere Runde hier auf der Terrasse im elften Stock wusste es besser...

Es war, als ob die Fassaden des Gebäudes, auf dem wir standen, Risse in sich trugen, aus denen die Möglichkeiten anderer Zustände hervorlugten,<sup>119</sup>während die Nebelwolken unseres Denkens<sup>120</sup> vorüber zogen. Abende wie dieser waren es, die dem Antlitz des Betons neuen Glanz verliehen.

Kein Ding darin ist fest, kein Ich und keine Ordnung.

Unsere Kenntnis ändert sich mit jedem Tag. Alles besitzt seinen Wert nur bis zur nächsten Verwandlung.<sup>121</sup> Die Stadt ist Idee, die Stadt wird Wunsch. Ein Teppich von Geschichten, gesponnen aus dem, was Bewohner wissen wollen und sollen. An mancher Stelle verdichten sie sich zu Stolpersteinen, Unebenheiten, die sich aus der unsichtbaren Landschaft eigensinniger Willkür erheben und zu allgemeingültiger Wirklichkeit werden.<sup>122</sup> Menschliches Handeln ist die Kunst, das Inventar der Welt in Verhältnisse zu setzen und gleichzeitig auch die Kraft, die es vermag, diese Ordnungen wieder aus den Angeln zu heben. Wenn wir handeln, so sind wir Teil der Welt und verändern sie tatsächlich.<sup>123</sup> Theoretisch hat die Realität keine Grenzen,<sup>124</sup> unmöglich zu unterscheiden zwischen dem, was nie geschehen kann und dem, was noch nicht geschah.<sup>125</sup> Das große Haus stand immer am selben Fleck und wechselte dabei doch beständig seinen Standort in den Wirklichkeiten.<sup>126</sup>

Pascal glaubte dem Architekten aufs Wort, dass er die ästhetischen Qualitäten der Betonburgen wertzuschätzen wusste. Er merkte aber an, dass es eben gerade seine Schulung des Blicks sei, die ihn *gewöhnliche* Sehmus-

ter durchbrechen ließ. Im Anschluss brachte Pascal ein schwerwiegendes Argument in Stellung: Für den wohl größten Teil, der von Menschenhand geformten Dinge und ganz besonders unsere Häuser gilt, dass sie *für* jemanden hergestellt worden sind. Die *Haut unserer Gesellschaft*<sup>127</sup> ist gezeichnet durch die Motive der Menschen. Macht und Kapital entscheiden darüber, wer wo und mit welchem Aufwand bauen kann. Möglichkeiten, die Lebensumwelt nach eigenem Willen gestalten zu dürfen oder eben auch nicht, spiegeln die ungleichen Stellungen der Städter. Bereits mit der Grundsteinlegung werden den Bauwerken fundamentale Unterschiede in ihrem zukünftigen Wert zugesprochen.

Die raue Schale mochte ihren Reiz auf Kunststudenten und Architekturbegeisterte ausüben. Doch deshalb müsse sie gewiss nicht zur begehrten Wohnlage für eine aufstiegswillige, gebildete, wirtschaftlich prosperierende und familienorientierte, urbane Mittelschicht avancieren. Auch wenn wir von hier oben mit eigenen Augen die überragenden Qualitäten des Zentrum Kreuzbergs bestaunen konnten, änderte dies doch nichts an den niedrigen Decken und dünnen Wänden der Wohnungen, ganz gleich aus welchem Winkel wir darauf blickten.

Pascals Großtante lebte mit ihrem Lebensgefährten heute in einer Altbau-Wohnung mit Fischgrät-Parkett, Stuck und riesigen Flügeltüren. Eine Fülle materieller Qualitäten, die im sozialen Wohnungsbau der Moderne ganz gewiss nicht zu finden war. Schon allein das Raumgefühl durch die Deckenhöhe von rund vier Metern! – „Endlich eine Wohnung in der Mann *atmen* kann“, so sein Großonkel in *spe* damals beim Einzug. „Sich in einen Abstand zu anderen zu setzen“, so führte dieser damals weiter aus, sei „nicht nur eine Frage des Quadrats, sondern des Kubus!“<sup>128</sup>

Jeder von uns kannte die Situation voller Aufzüge, in denen Raum zur Folter wird<sup>129</sup> und die Insassen ihren Stress mit Blicken in den Boden ableiten. Wirkte es nicht womöglich genauso als Unterschreitung unserer Wohlfühl-Distanz, wenn einem der Nachbar buchstäblich auf dem Kopf herumtrampelte? Worauf er aber hinaus wollte war, dass es einen himmelweiten Unterschied machte, ob die Böden über die man tagtäglich läuft, aus einem Kunststoff oder aus Holz sind, da *natürliche* Stoffe uns Menschen doch viel vertrauter sind. Seine Großtante, die Schmiedin, würde uns sogar von den energetischen Flüssen von Messingtürknaufen zu berichten wissen... schweifte er ab. Mit welchem Auf-

wand an Arbeit und Material ein Gegenstand, sei es nun eine Tür oder ein ganzes Haus, erschaffen wurde, teilt dem Betrachter doch immer etwas über deren gesellschaftliche Umstände mit. Ob dies nicht schließlich doch eine Form der „Wahrheit“ über die Wertigkeit von Gebäuden sei, die von Bestand sein müsse, fragte Pascal zusammenfassend. In die laue Luft legte sich das Schweigen eines Punktes, der an der richtigen Stelle hinter einen Satz gesetzt worden ist.<sup>130</sup>

Eine Perspektive, wie die seines Verwandten, musste man sich natürlich überhaupt erst einmal leisten können, kritisierte die Soziologin. Unsere Freundin mahnte nicht zu voreilig den Schlusstrich zu ziehen, wo noch weitere Betrachtungen von vermeintlich festen Ordnungen die Unterhaltung entscheidend bereichern konnten: Sie hatte sich gerade an eine uralte Fotografie erinnert, auf der ihr heute knapp vierzigjähriger Onkel als kleiner „Steppke“ von seiner Mutter nackt in einer Wäschetrommel stehend gebadet wurde. Die Aufnahme stammte aus der damaligen Wohnung ihrer Tante im Prenzlauer Berg vor der Wende. Damals teilten sich Nachbarn noch Außentoiletten im Treppenhaus und den Wohnverhältnissen haftete noch immer ihr Ruf als

Quell von Verderblichkeit<sup>131</sup> an. Mit feinem Sprachgefühl benennt die Bezeichnung *Mietskaserne* die erbarungslosen Zustände, die einst in ihnen herrschten. Eine Bauweise, die den Willen des Einzelnen brach und die Menschenwürde den Zwecken der Spekulation unterwarf.<sup>132</sup> Poltern, Schimpfen, entsetzlicher Lärm von oben, unten, links und rechts sowie endloses Geschiebe und Gedränge allezeit – das waren die Charakterzüge der menschenreichen Massenmietshäuser<sup>133</sup>, die nun, ein Jahrhundert nach ihrer Erbauung im Nordosten Berlins zu Zentren bürgerlichen Geschmacks und urbanen Familienidylls geworden waren. In den geschundenen und vernachlässigten Gründerzeitbauten wurden Wohneinheiten zusammengelegt, Aufzüge eingebaut, Fußbodenheizungen verlegt und zusätzliche Balkone angebracht, um passende Immobilienportfolios für pralle Portemonnaies zu produzieren. Was hier geschehen war und gerade in vielen Vierteln auf der Welt geschah, war doch auch am Kotti nicht undenkbar.

Aus ihrer Lieblingsstadt London hatte sie noch einen passenden Reisebericht im Gepäck: Experimentierfreudige Vertreter der Londoner Mittelschicht hatten

sich in einem 70er Jahre Hochhaus eingeknistet. Seit ein paar Jahren lebte unter ihnen eine alte Freundin von ihr, die sich in der Weltstadt recht erfolgreich als Fotografin durchschlug, in dem monströsen Haus, das ursprünglich für Menschen von geringem Einkommen errichtet worden war.<sup>134</sup> Auffällig war dabei vor allem der sehr offensive Umgang der hinzuziehenden Bewohnerkaste mit dem rauen Image ihrer Wahlheimat, dem „Turm des Schreckens“<sup>135</sup>. Seit 1998 steht er unter Denkmalschutz, Architekturstudenten analysieren ihn und Busladungen von Touristen strömen vorbei, um sein Abbild in die Welt zu tragen. Als eines der weltweit berühmtesten Bauwerke des Brutalismus findet sich das Hochhaus heute in Hochglanzbildbänden verewigt und ziert als Motiv T-Shirts, Kissenbezüge, Notebooktaschen und Teetassen. Außer Zweifel zählt das hünenhafte Haus inzwischen zu den Wahrzeichen der Weltstadt an der Themse und seine Bewohner profitieren vom neuen *Anstrich* medialer Aufmerksamkeit. Nicht ganz zufällig, so schob sie ihrer Erzählung hinterher, seien unter den ersten, welche die Änderungen in der Belegungspolitik des Sozialen Wohnungsbaus für sich in Anspruch nahmen, einige Architekten gewesen, von denen die meisten noch heute dort wohnen. Sie

zogen vornehmlich in die obersten Stockwerke, welche heute am stärksten privatisiert sind<sup>136</sup>... stellte sie fest und widmete ihrem Architektenfreund eine hochgezogene Augenbraue.

„Und wenn eines Tages das gesamte Kottbusser Tor von Architekten bevölkert wäre, würden sich die Hochhäuser trotzdem nicht in freistehende Villen mit Wasserlage verwandeln“, witzelte der Architekt verteidigend.

Die Soziologin bat uns, ihr auf den Boden der Tatsachen zu folgen. Ob das Kottbusser Tor für eine finanzstarke Oberschicht interessant werde, sei völlig irrelevant, wenn für diejenigen, die sich wegen des steigenden Mietniveaus um ihre Heimat sorgen, bereits Berufseinsteiger und Studenten-WGs einkommensstärkere Rivalen um ihre Heimat darstellen. Sie selber gestand, genauso wie ihre Mitbewohner zu wissen, dass sie mit der nächsten Mieterhöhung nicht diejenigen sein werden, die gehen müssen. Ihrer Meinung nach waren die Hochhäuser hier ganz gewiss keine Architektur für *Alle*, warum denn auch? Allein die Tatsache, dass Partys wie diese hier heute auf dem Dach stattfanden, belegte, dass das Zentrum Kreuzberg heute in „besserer“ Gesellschaft war.

„Die Truhe, die auf dem Boden armer Leute steht,

nach hundert Jahren eine Zierde im Salon der Reichen wird“<sup>137</sup>, erinnerte sie an Pascals Geschichte über die Poster. Nun nahmen ihre Erläuterungen Fahrt auf und sie wollte nicht davon ablassen, noch eine sehr provokante These in die Nacht zu stellen: Nahm sie die Lebensentwürfe und Mobilitätsmuster ihres erweiterten Kreuzberger Bekanntenkreises unter die Lupe, so meinte sie daraus ableiten zu können, dass Architektur für viele ihrer Freunde wenig relevant, ja geradezu sogar – pardon! – „scheißegal“ sei! Ihre Mutmaßung sollte aber nur für bestimmte „jugendliche“ Lebensentwürfe gelten, die sie vage umrissen als „unstet“ und „mobil“ bezeichnete. Für solche zählten bei der Standortwahl vor allem drei Dinge: Lage, Lage und Lage.

Theoretisch, so fuhr sie fort, liegt uns das ganze Stadtgebiet zu Füßen – doch wenn man darüber nachdenkt, dann geht im Alltag niemand wirklich *überall* hin. Der tatsächliche *Gebrauch*, den wir von der Stadt machen, funktioniert in der Praxis ähnlich wie das Zusammenstellen einer Musik-Playlist: Nach individueller Vorliebe sucht man Orte auf, die Gefallen oder Nutzen bringen und lässt ein ungeahntes Überangebot außen vor. Mit den Inhalten dieser Plätze modellieren wir die Bilder *unserer* Stadt.<sup>138</sup> Wir selbst beeinflussen was üb-

rig bleibt von dem was war.

Mit ihren Worten, die sie über das schöpferische Zusammenspiel der Stadtbewohner verloren hatte, rann sie beim Architekten offene Türen ein. „Man dürfe strenggenommen nicht sagen“, so zitierte er einen Philosophen, dessen Name ihm gerade nicht einfallen wollte: „Dieser Körper befindet sich an diesem Ort, sondern nur: er befindet sich, von jenem anderen Körper aus gesehen, an diesem Ort“<sup>139</sup>. Was um den Menschen herum wirkt, befindet sich in einem unaufhörlichen Strudel von Dingen, Normen, Organisationen, Texten und anderen Menschen<sup>140</sup>, mit denen er in Verbindungen steht und ohne die er tatsächlich frei von Eigenschaften wäre.

„Architektur ist nichts ohne Menschen!“ – darauf stützte er seine Haltung. Erst kürzlich hatte er sich darüber mit einem ehemaligen Studienkollegen, beziehungsweise Rivalen leidenschaftlich in die Haare bekommen. Dieser entwarf nämlich voller Stolz Formen, „die so stark waren“, dass sie nach seiner tiefsten Überzeugung „im Universum für sich alleine“ standen. Doch wollte er diesem Streit zu keiner Bühne verhelfen, sondern lieber weiter über die gebaute Umwelt reflektieren. „Die städtischen Gewänder sind niemals losgelöst von

den unsichtbaren Regelwerken zu betrachten, die ihre Strukturen weben“, fuhr er fort. Ganz gewohnheitsmäßig benutzen wir die Objekte und Räume unserer Umwelt ohne zu ahnen, dass sich in unserer Gesellschaft jeder Gebrauch auch in das *Zeichen* dieses Gebrauchs verwandelt.<sup>141</sup> Einfacher ausgedrückt: Zünden wir uns eine Zigarette an, so erfüllen wir damit nicht nur die Voraussetzungen des Rauchens – in den Augen unserer Gesellschaft teilen wir damit auch mit, dass wir Raucher und nicht Nicht-Raucher sind.<sup>142</sup> Der Architekt merkte, dass er abschweifte und wir nicht recht zu folgen wussten.

Er nutzte die Unterbrechung, um sich eine weitere Zigarette zu drehen und erklärte weiter: Die uns umgebende Architektur besteht aus Zeichen, die im optimalen Fall erwünschte Verhaltensweisen in die Gänge bringt. Der gestalterischen Formel „die Form habe der Funktion zu folgen“, muss in diesem Zusammenhang erweitert gedacht werden. Denn ein Wohngebäude, sollte in seiner Form nicht nur die ihm zugeordneten Funktionen ermöglichen. Vielmehr noch, sollten sie diese nicht nur möglich machen, sondern wünschenswerter Weise auch zu Bewegungen führen, die am

besten geeignet sind, diese Funktionen zu erfüllen.<sup>143</sup> Bestimmte Parameter räumlicher Beschaffenheiten wirken auf alle Menschen ähnlich. Die dunkle Seite dieses Wissens perfektionieren Geheimdienste in Methoden so genannter „weißer Folter“<sup>144</sup>. Solchen Abgründen sollten wir besser Häuser gegenüberstellen, in denen man nur lieben kann!<sup>145</sup> Was wäre wenn die Stadtbewohner ihre Räume gar selber gestalten würden, anstatt sie immer bloß hinzunehmen?

Um sich zu vergegenwärtigen, wie unterschiedlich die Vorstellungen eines Hauses sind, der müsse nur einmal die Zeichnungen von kleinen Menschen aus verschiedenen Regionen und Kulturkreisen der Erde miteinander vergleichen – schnell wird einem dann klar, dass das Satteldach gar nicht so selbstverständlich zur elementaren Grundausstattung gehört, wie man als Europäer zunächst womöglich annehmen mag. Aus Interesse hatte er vor kurzem mit Nachbarskindern zwischen 7 und 11 Jahren aus dem Zentrum Kreuzberg einen kleinen Kotti-Stadtrundgang veranstaltet und sich mit ihnen Gedanken darüber gemacht, wo die ganzen Häuser eigentlich herkommen und worin sie sich unterscheiden. Für ihn war es äußerst spannend, sein Fachwissen derart radikal herunterzubrechen – denn

für die kleinen Zuhörer war das Hochhaus mindestens 2.000 Jahre alt und der Altbau nebenan eindeutig das neuere Haus, unschwer zu erkennen – sah die Fassade doch viel besser erhalten aus...

Wir müssen erkennen, dass die Eigenschaften, die Objekten zugesprochen werden, ihnen von der Gesellschaft verliehen werden und dass die Natur in der Vielzahl der Fälle nur die unterstützende oder negative Rolle spielt, also jene Eigenschaften nicht zulässt, die zufälliger Weise physikalisch unmöglich sind.<sup>146</sup> Eine Utopie bedeutete soviel wie eine Möglichkeit, die nicht Wirklichkeit ist, weil sie gegenwärtig auf eine Weise mit den gegebenen Umständen verflochten ist, dass sie daran gehindert werden wahr zu werden. Andernfalls wäre sie ja nur eine Unmöglichkeit.<sup>147</sup> Die Anschauung unserer Umgebung als auch uns selbst darin, ändert sich mit jedem Augenblick. „Wir leben in einer Durchgangszeit!“<sup>148</sup> schloss der Architekt seine Rede. Wie man das Kotti anschaut, so schaut es zurück.

### *Im Anfang war das Wort*

Die Antwort liegt dort unten! – warf die junge Dame unserer kleinen Runde ein und lenkte damit unsere Blicke die Häuserschlucht hinab auf die Straße und ihr ruheloses Treiben. „Von hier oben blicken wir wie Voyeure mit einem distanzierten Blick auf die Häupter der Menschen – die Distanz lässt uns das Geschehen abstrahieren – jedoch ist es aus dieser Höhe unmöglich zu verstehen, was die Leute bewegt“<sup>149</sup>, sagte sie bedeutungsschwanger. Um zu begreifen, wie die kleinen Schritte im Alltag im großen Stile richtungweisend werden können, muss man dorthin wo es passiert und mit weiten Augen zuhören. Hierzu ist es unumgänglich erforderlich, sich wieder vermehrt zu wundern – denn das Bekannte wird, gerade weil es bekannt ist, nicht erkannt.<sup>150</sup> Die Augenblicke des Alltags sind flüchtige Gefährten, die geschwind in die Zukunft eilen und doch immer schon gleich vergangen sind. Ihr Wesen zu fassen ist, als ob man den Inhalt von einem Glas Wasser ohne das Glas in die Hand nehmen wollte.<sup>151</sup> Unsere Empfindung der Welt und die Eindrücke, die

wir in ihr hinterlassen, sind Ergebnis unserer Tuchfühlung mit der Welt der Dinge. Mit den Worten, die wir für sie finden, vernieten wir das Tragwerk, welches uns davor schützt, dass uns die Wirklichkeit auf den Kopf fällt. Als mitunter menschlichstes am Menschen ist die Sprache uns das Werkzeug, um in unserer Wahrnehmung das Verhältnis zwischen Dingen und Gefühl zu bezeichnen.<sup>152</sup>

Um uns die bemerkenswerte Bedeutung dieser vermeintlich banalen Erkenntnis vor Augen zu rufen, holte sie noch einmal weit aus: Wenn sie uns jetzt mitteilte, dass ihre Mitbewohnerin in einer Bar im Hof ihren Geburtstag feiere, dann richtete sie eine Abfolge von Lauten an uns, damit wir etwas erfuhren, was sie vorher erfahren hatte und uns wissen lassen wollte. Damit ihre Äußerungen für uns überhaupt verständlich werden konnten, musste sie sich dabei auf eine Reihe von verabredeten Regeln stützen.<sup>153</sup> Auf unserem Ausflug hinab zur nächsten Party sollten wir einmal ganz gezielt auf all die Dinge achten, die notwendiger Weise zu verstehen nötig waren, um den Weg durch das urbane Dickicht zu bewältigen. Dass diese ungeheuerliche Leistung, die wir ständig vollbringen, so wenig gewürdigt wird, lag ihrer Einschätzung nach vor allem daran,

dass die meisten Menschen erst über Kommunikation nachdenken, wenn sie zum Problem wird.<sup>154</sup> In ihrer Arbeit mit der Sprache schien es ihr an manchen Tagen, dass sich in der gewöhnlichen Sprache, in der die Worte nicht definiert sind, auch kein Mensch wirklich eindeutig ausdrücken kann. Dabei sind wir alle auf Gedeih und Verderb von gelingender Verständigung in zwischenmenschlichen Beziehungen abhängig.<sup>155</sup>

Unten angekommen, zeichnete uns die Soziologin in raffinierten Sätzen ein spannungsreiches Bild. Der dunkle Hof sollte uns als gedankliches Spielfeld für ihre weiteren Ausführungen über Kommunikation und Konflikte dienen: Von alten Häusern und neueren Zubauten umrahmt, verband er stark befahrene Straßen und belebte Gehwege und führte zu verschiedenen Abzweigungen in uneinsehbare Winkel. Ähnlich verhält es sich auch mit der Eigentümlichkeit der Sprache, die dem Geiste Grenzen setzt, Richtungen vorgibt, andere ausschließt und es niemals ermöglichen wird, sie vollständig zu ergründen, da sie sich in nie versiegendem Fluss verändert.<sup>156 157</sup>

Ein sehr unterhaltsames Zeugnis für originelle Ausflüge in der umgangssprachlichen Rede lieferte uns

sogleich eine Gruppe junger türkischer Männer, die in den Hof gesprintet kamen und sich einen hastigen Augenblick lang um das Klettergerüst des kleinen Spielplatzes jagten. Ihre vergnügte Hetzjagd endete in einem Schwall wüster Beschimpfungen. In diesem sprachlichen Schlagabtausch spielten sie sich schnell gegenseitig Begriffs-Bälle zu, während sie offenbar das Ziel verfolgten, das scherzhafte Streitgespräch solange zu überspitzen, dass den anderen keine Wahl bliebe als staunend zu verstummen. Wenn auch auf sehr eigenwillige Art – war ihr Duell der Worte voll Witz, Dynamik und Erfindungsgeist.

Worauf uns unsere Soziologin faszinierender Weise hinwies, war die identitätsstiftende Funktion dieser Sprachspiele und Stil-Basteleien<sup>158</sup>: Durchsetzt von türkischen Vokabeln und vulgären Entgleisungen grenzten sie mit ihrer Sprechweise ihr Selbstverständnis ein und sich als Gruppe gegen Außenstehende ab.<sup>159</sup> Mit ihrer vergnügten Wort-Wilderei richteten sie sich in der Sprache der Mehrheitsgesellschaft eine eigene Nische ein – ganz ähnlich wie sie mit ihrem Platzhirsch-Gehabe vorübergehend den nachtumhüllten Spielplatz in Besitz nahmen.<sup>160</sup> Auf amüsante Weise verdeutlichten die Jungs dann, dass sie sich so tief in ihrer *Geheim-*

*sprache* verstricken konnten, dass ihre Botschaften ihre Empfänger verfehlten: Als gerade eine Gruppe stilbewusster Studierender den Platz passierte, riefen sie ihnen etwas hinterher, was diese als Beleidigung<sup>161</sup> hätte treffen sollen – nur wusste das hippe Volk diese Nachricht nicht zu entschlüsseln, sodass die mutmaßliche Beleidigung ins Leere lief. Die Blicke der jungen Türken verfolgten die modische Mannschaft, bis sie hinter einer schweren metallenen Tür verschwand.

Wir beschlossen ums Eck noch neue Zigaretten zu kaufen und dann die Fähre zum Fest aufzunehmen. Die Wände hier sprachen Bände – Spuren zwischen Geschmiere und Malereien machten ihre Oberflächen zu einem Poesiealbum für eingeweihte Augen. Auch an ihnen ließen sich Veränderungen ablesen: Zu den gewohntermaßen *geheimen* Graffiti und ihrer verschlüsselten Nachrichten gesellen sich bunte Botschaften, die als *Street Art*<sup>162</sup> gehandelt, gerne als grafische Vorläufer von Gentrifizierung gelten.<sup>163</sup> Verblüffender Weise stellte unsere Gefährtin fest, dass ihre Vetreter der hippen Welt nicht nur zahlreich rund um das Kotti siedelten, sondern auch nicht vor dem Gebrauch des Jugend-Jargons zurückscheuten und stark betont mit der

Kleidungskultur des *abgefahrenen Kreuzberger Ghetto Styles*<sup>164</sup> kokettierten – „ick wohn’ am Kotti Alter!“ Das junge, trendige und internationale Publikum schätzte das *authentische* Durcheinander und bediente sich seit einer Weile schon großzügig am inspirierenden stilistischen Allerlei: Bomberjacken und massive Halsketten wurden salonfähig, Nachlässigkeit kleidsam, *prollige* Musik auf Partys beliebt, Kraftausdrücke ironisch verfeinert für den Alltag tauglich, billiges Bier schmackhaft und das Zwielflicht zum trüben Glanz der Berliner Mode & Lifestyle Blase. Neben den Abhängigen vorm Supermarkt warten heute ganz selbstverständlich Modemädchen auf ihre Begleitungen, zwischen die türkischen Lebensmittelhändler gesellt sich szenige Gastronomie, auf der Galerie im ersten Stock erinnert nur noch das Sportwettenbüro an halbseidenes Renommee, neue Nachbarn bringen hier *kreativen* Wind in die Gewerberäume – Designer, Schneider, Künstler und ein DJ-Laden reihen sich aneinander<sup>165</sup>, während der Berliner Modewoche feierte man im Spielcasino schräg gegenüber eine der wildesten Partys der Stadt und zu guter Letzt ist auch das Wohnen in der Platte kein Tabu mehr, sondern authentisch urban zentral gelegen mit bestem Verkehrsanschluss.

Die *Übernahme* des Ortes fand anscheinend auf allen Ebenen – sprachlich, modisch, musikalisch, gastronomisch, ökonomisch und räumlich statt. Ein Gedanke, der in seiner Einfachheit so faszinierend war, weil ich über lange Zeit die gleichen Beobachtungen machte wie sie, aber erst nun, nachdem sie es ausgesprochen hatte, *sah* ich die Zusammenhänge und die Eindrücke geronnen zum Gedanken. Im Fahrwasser von Ausstellungseröffnungen und Tanzveranstaltungen ändert sich die Sicht auf die Dinge und die Weise wie man über sie sprach: „Von außen fürchterlich, aber die Grundrisse sind super!“ oder „Ich liebe das Kotti so, wie man einen ollen Lieblings-Pullover liebt“ lauteten noch eher verhaltene verbale Aufwertungen. Andere zeigen sich regelrecht fasziniert von der „Grafikhaftigkeit“ des Gebäudes... Die Kunde vom Kotti machte die Runde und ehe man sich's versah, waren die Berichte über Ausstellungen und Partys von einer solchen Selbstverständlichkeit gefärbt, dass man glauben mochte, es wäre schon immer so gewesen.

Über die Macht *geflügelter* Worte hatte sich unsere Geisteswissenschaftlerin weitläufige Gedanken gemacht. Man durfte ihrer Ansicht nach annehmen, dass Worte, die sich an allen Ecken und Enden der Stadt wiederho-

len, einen Erkenntniswert mit sich bringen.<sup>166</sup>

Wie sie wusste, hatten Kollegen von Pascals Freundin aus einer Laune heraus eine „Spaßkampagne“ ins Leben gerufen, in der sie mit den Worten spielend unter anderem die „Kotti D'Azur“ erfanden – ein Bruchstück der Kreuzberger Küste entlang der Hochbahn, an dem junges Partyvolk strandet während wenige Meter weiter Schicksale zerschellen. Weit über ihre Erwartungen hinaus wuchs die Unternehmung vom Aufkleber zu einer *angesagten* Modelinie samt Partyreihe. Ganz gezielt kalkulieren sie mit Provokationen, indem sie verlebte Gesichter zu Models machen und rauschende Feste an Orten veranstalten, die wehtun. Ein fragwürdiger Lobgesang auf einen stadtbekanntem Drogenumschlagplatz, der dicke schwarze Zahlen schrieb. Sie wollte damit keineswegs sagen, dass sie der Kampagne eine tragende Rolle zusprechen würde, aber doch war es ein starkes Bild, dass neongrell in die Kreuzberger Nacht leuchtete.

Unsere Sprache bestimmt, was wir sehen und wie wir es sehen. Entscheidend ist nicht was wir sagen, sondern wie wir es sagen. Ein Grundzug menschlicher Intelligenz ist ihre Gabe, Konzepte über die Welt zu erfinden

und so zu verändern, dass sie zu wechselnden Zielen und Umgebungen passen. Vorstellungen sind nicht möglich, ohne dass Sprache darin eine Rolle spielt. Schauen wir hinter ihren Vorhang, dann enthüllen wir ein Stück weit das Gerüst des Bühnenbildes, welches wir Wirklichkeit rufen.<sup>167</sup> Gefangen in den Kreisen unserer Sprachen, bringen wir durch die Wahl unserer Worte verschiedene Ansichten der selben Sache zum Ausdruck.<sup>168</sup> Am Talent, der Realität Wortgewänder zu schneiden, bemisst sich unser Vermögen, *Etwas schön zu reden*.

Dass die Art und Weise, wie wir über etwas sprechen, es vermag, uns für eine Zigarettenmarke einzunehmen, war für uns ohne weiteres nachvollziehbar. Wie sich nun aber die Veränderung eines Gebäudes von über 350 Wohnungen herbeireden lassen sollte, war uns aber zugegebenermaßen immer noch schleierhaft. Das Gebäude an sich, musste Pascal ehrlich sagen, fand er keinen Deut attraktiver als einst, jedoch flößte es ihm keine Angst mehr ein. Während seiner Schulzeit hatte er stets mit Bedacht einen großen Bogen um den dunklen Schlund, in dessen verborgenen Winkeln damals vermeintliches Unheil auf ihn und seine Kamera-

den lauerte, gemacht. Man könne ihm tausendmal aus geltenden Gründen beweisen, es sei gut oder schön, noch immer würde sein ganz persönliches Gewoge von Empfindungen bestehen bleiben, welches aus *seinen* Erinnerungen voll Farben, Geräuschen, Gerüchen und Bewegungen bestand<sup>169</sup> – und diese waren nicht schön.

Die Soziologin unseres Vertrauens zeigte großes Verständnis, nahm ihn in seinen Gedanken an die Hand und schlug mit uns eine Rolle rückwärts. Was für uns in der Stadt gewesen ist, löst sich nicht einfach in ihr auf wie Zigarettenrauch, sondern hinterlässt durchgehend Spuren und seien sie noch so unscheinbar. Es mag einem zwar so vorkommen, als ob jedes Wort über unsere Wirklichkeit seinen festen Platz besäße – in Wahrheit aber gleicht unser Vokabular der Welt in seinem Innenleben eher dem Kinderspiel „Reise nach Jerusalem“ in entgegengesetzter Spielweise: Wie die Spieler um die Stühle herum, sind unsere Worte aneinandergereiht auf Wanderschaft. Nur werden die Sitzgelegenheiten und Spieler nicht beständig weniger, sondern an mancher Stelle kommen neue Begriffe hinzu, fügen sich ein, nehmen Platz und andere gehen. So wie sich unsere Sprache aus Buchstaben, Worten und

Sätzen zusammenstellt, ergibt sich aus unseren Bewegungen im Raum das *Hier* und *Da* und *Draußen* der Stadt.<sup>170</sup> Bei ersten Besuchen von Freunden führten die Wohnungsbesichtigungen eigentlich immer direkt an die Fenster und auf die Balkone, wo die Vorurteile dann über die Brüstung geworfen wurden und man sich schnell einigte, dass der Blick Luxus sei und die streng sachliche Ästhetik von authentischem Charme. Der Architekt gab zu bedenken, dass wir die Stadt nicht als ein weißes Blatt Papier vorfinden, auf dem wir nach Belieben unsere Bahnen ziehen können. Der Wille ihrer Erbauer steckt in den Mauern der Bauwerke, die uns umgeben. Sie sollen auf uns wirken – davon können wir zurecht ausgehen – uns einladen, vertreiben, ermuntern oder einschüchtern. Und die Überlegungen darüber, wer mit wem wo und womit etwas tun soll und was nicht, nehmen ihren Anfang in Worten. Unsere gebaute Umwelt ist nicht nur Teil, sondern das Ergebnis gesellschaftlicher Gefüge. Wenn man so will, dann tragen Gebäude Botschaften in sich...

Wir dürfen wohl annehmen, fügte er hinzu, dass man gewiss keinen Ort der Angst im Sinn hatte, als das Neue Zentrum Kreuzberg entworfen wurde. Gegner argumentieren, seine Gestaltung sei nicht gelungen,

da das Gebäude es nicht nur nicht vermochte, eine erfreuliche Atmosphäre zu erzeugen, sondern ganz im Gegenteil der Schattenwelt den Hof macht. Pascal konterte, dass sich die Junkies am Kotti wie Wasser verhalten würden und in ihrem Rückzugs-Bedürfnis in jede Ritze sickern, die sich ihnen auftut oder die sie auftun können. Die Neubauten boten ihnen hierfür eine Menge Möglichkeiten.

Natürlich ändere sich nichts daran, dass jeder die Fassade des Kottbusser Tors mit anderen Augen sieht, begann die Soziologin einen Schlusstrich zu ziehen – und jeder sprach auch mit anderem Munde darüber, fuhr sie witzelnd fort. Entscheidend sei, dass diejenigen, die entscheiden, was gesprochen wird, auf kurz oder lang auch den Wert des Kottis bestimmen.<sup>171</sup> Der Unterschied liegt weniger in dem was geschieht, als in der Bedeutung, die man ihm gibt.<sup>172</sup>

Auch das Gehen in der Stadt ist übrigens, wenn man so will, etwas Ähnliches wie eine Aussage: Denn der Gehende setzt sich auf Schritt und Tritt in ein Verhältnis zur Anwesenheit der Dinge und wird ihnen dadurch nah oder fern.<sup>173</sup> Wir sollten nun aber, so ihre dringende Empfehlung, unsere Spur endlich in Richtung der Geburtstagsparty verlegen – denn sie wollte nun nicht

mehr nur mit Worten tanzen! Unbestritten, dass das *Versprechen* des Kottis sich verändert hatte, denn statt es zu umgehen, ging man heute gerne mit ihm um.

### *Die Mauern in den Köpfen*

Die Bar unten im Hof war mit Palettenmöbeln eingerichtet, grafische Kunst zierte die Wände und ein Jukebox-Roboter programmierte in zufälliger Regie die Musik-Playlists des Abends. Die Gäste trugen Shirts mit grafischen Drucken und schmale Hosen, die Frauen Brille, die Männer Bart. Gesprochen wurde Englisch mit Akzenten aus aller Herren Länder und manche Unterhaltung schwappte bereits in Tanzstimmung über. Die Soziologin bahnte unseren Weg durch die Menge, schnurstracks zum Tresen, wo sie uns mit ihrer Freundin, dem Geburtstagskind, bekannt machte. Sie war auch die Chefin der Bar, wie wir wenig später erfuhren, als sie uns auf Wunsch Pascals ein paar Takte zum Laden erzählte: Die Idee einen eigenen Laden zu eröffnen, hatte für sie und ihren besten Freund schon lange zuvor im Raum gestanden. Ein Ort für Konzerte, Lesungen, Workshops und Partys sollte es werden, ein erweitertes Wohnzimmer, in dem die Gedanken frei und gestärkt durch Kaffee und Bier sind. Grundsätzlich sollte ihr Konzept von Beginn an offen sein für

alles und alle und auf kreative Weise die verschiedenen „Kosmen“ des Kotti überlagern.

Doch bald schon hatten sie sich gezwungen gesehen, die Freigebigkeit einzuzäumen. Regelmäßige Besuche der Stammgäste des zuvor einlogierten Zwielichts und jungen Männern, die mit volleren Händen hinausgingen als sie kamen, ließen sie darüber grübeln, für wen Ausnahmen in ihrer ausnahmslosen Gastfreundschaft gelten mussten. Spätestens als eines Abends ein Mann Mitte 30 in Unterwäsche, barfüßig aber mit Schlagstock in der Hand zu fortgeschrittener Stunde in unverständlichen Worten unmissverständlich klar machte, dass ihm die Musik zu laut sei, sei ihnen klar geworden, dass man nicht unbedingt auf ihre Bar gewartet hatte und viele Nachbarn sich vom Programm nicht angesprochen fühlten. Das war auch in Ordnung.

Drei Jahre und einige Konflikte mussten verklingen, bis sie das Gefühl verspürten, endlich als geduldet zu gelten. Den größten Ärger hatten ihnen zu Anfang weder Raufbolde noch das benachbarte Drogengeschäft – sondern eine Horde marodierender Halbwüchsiger, von denen noch keiner über den Schanktisch blicken konnte, beschert. Als pöbelhafte Poltergeister suchten sie sporadisch den Laden heim und schikanierten

Mensch und Material. Zaghafte Versuche, die Ehrziehungsberechtigten in die Pflicht zu nehmen, verfehlten die erhoffte Wirkung. Da die Probleme nicht einfach davonschlichen, kamen sie nicht umher, die Randalierer mittels drastischer Drohungen zu verscheuchen. Beinahe buchstabengetreu erinnerte sie sich an eine tragikomische Kollision: Als sie einmal dabei gewesen war, die minderjährige Meute markerschütternd zu maßregeln, war gerade ein junges Gästepaar dabei, seinen Kaffee zu nehmen. Die fremde Dame war drüber dermaßen entrüstet, dass sie sich sofort bösen Blickes aufmachte, um stellvertretend den Streit auf angemessenen gutmütigen Weise zu schlichten. In versöhnlichen Worten klärte sie die Kinder über die Regelwidrigkeit ihrer Missetaten auf, entschuldigte sich für den harschen Rauswurf und bat die Kleinen um Besserung. Mit großen Augen staunten die kleinen Krawallmacher – bis der kleinste von ihnen Anlauf nahm, mit dem kurzen Bein weit ausholte und ihr aus vollem Galopp gegen ihr Schienbein trat. Nach einem spitzen Schrei entfuhr der leidenden Lehrmeisterin heftigste Hasstiraden, während sie dem Rüpel hinterher rannte und versuchte seiner habhaft zu werden.

Die Barchefin wusste aber auch von Geschichten zu

berichten, die weit weniger amüsant waren und aus heiterem Himmel ein böses Ende hätten nehmen können: Vor nicht allzu langer Zeit war sie mit dem Handy in der Hand in den hinteren Hinterhof des Hauses geschlendert. Als sie kaum um die Ecke gebogen war, ging sie ehe sie sich's versah, pfeilschnell zu Boden. Sie fand sich wieder, umringt von der unliebsamen Gesellschaft dreier kapuzenverhüllter Gestalten, und existenzielle Angst übermannte sie, die ihr den Hilfeschrei im Halse stecken ließ. Sekunden, die ein Leben lang waren später, zog schließlich einer der Angreifer die Kopfbedeckung herunter und begrüßte sie überschwänglich freundlich. Noch völlig von Sinnen, grüßte sie zitternd zurück und fragte, was denn passiert wäre, wenn sie in der Haut von jemand anderem gesteckt hätte? Darauf erhielt sie keine Antwort aber einen verstörend viel-sagenden Blick zurück. Ihr mühsam erworbener Status als Nachbarin hatte sie vor Schlimmerem bewahrt. Dennoch führte das Erlebnis ihr eine Verschiebung ihres Standpunktes vor Augen und hinterließ einen bitteren Nachgeschmack.

Um diesen Herunterzuspülen und die betretene Stimmung zu brechen, lud die Gastgeberin uns auf einen Schnaps ein und bat zum Tanz. Wir folgten ihr

durch das bunte Treiben hinein ins Herz der Feierei und schwärmten um die Discokugel zu neuer elektronischer Musik, die nach den 80ern klang, während Konfettischauer auf uns niedergingen.

Keine Zigarettenlänge später traten die türkischen Jungs vom Spielplatz durch die schwere Tür – zunächst einer, kurz darauf der Rest. Man merkte ihnen an, dass sie wohl erwartet hatten, mit ihrer Präsenz die Stimmung des gesamten Raums schlagartig zu verändern. Ein Augenzwinkern lang wirkte es, als ob ihr Glaube an die eigene Rolle kurz erschüttert worden wäre und sie bemerkten, dass sie den Eindruck, den sie machen wollten nicht zu kontrollieren wussten.<sup>174</sup> Kaum jemand in dem übervollen Raum nahm Notiz von ihnen, der ein oder andere Blick streifte ihre Erscheinung flüchtig und wandte sich aber umgehend wieder Gesprächen und deren Gesichtern zu. Sichtlich irritiert davon, dass ihre Invasion so ungewürdigt im Sande verlief, ebnete sich ihr Anführer zielstrebig den Weg zur Tanzfläche und wechselte wenige Worte mit der feiernden Chefin. Auf dem Weg zurück fügte er seinen Schritten noch ein paar ausgetüftelte Tanztritte hinzu, wobei ihn seine Kumpel mit lautstarkem Gejohle unterstützten. Kurz

darauf war der Spuk vorüber, die Jungs durch die Tür entschwunden wie sie gekommen waren und die Party ging weiter, als wäre nichts gewesen.

Solche Situationen seien früher auch schon weniger glimpflich geendet, berichtete uns das Geburtstagskind. Die übermotivierten Störenfriede waren ihr inzwischen aber gut bekannt und ihrer Aussage nach nur halb so gefährlich, wie sie mit ihren Boxerhaarschnitten und bösen Blicken gerne wahrgenommen werden wollen. Für die Jungs war es *ihr* Hof, wenn man so wollte so etwas wie ihr Wohnzimmer. Heute eröffnete rund ums Kotti ein Club nach dem anderen, an dessen Türen man ihnen erklärte, dass sie nicht ins Konzept passten. Eine Partymeute aus allen Winkeln der Welt war willkommen und sie, die hier aufgewachsen waren, hieß es nun draußen bleiben. Eigentlich völlig verrückt, dass die wenigen, deren wirkliche Heimat der Hof war, als Migranten bezeichnet werden...

Ich trat hinaus, um zu telefonieren. Vor der Tür fand ich unseren Architekten wieder. Er hatte sich mit türkischen Süßigkeiten gestärkt und freute sich nun, mit mir Rauchen zu können. Wir setzten uns ein paar Meter weiter den Hof hinein auf Stufen, die zu Ladenlo-

kalen führten und blickten auf den Kinderspielplatz, der hier einen großen Teil des Platzes einnahm. Noch sichtlich schockiert, berichtete er von einem Scharmützel aus Schubsen, Schlagen und Spucken, dass er gerade noch hatte mit anschauen müssen: Eine Gruppe fortgeschritten betrunkenen Mädchen war auf der anderen Straßenseite zur falschen Zeit den falschen Leuten in die Arme gelaufen. Was genau passiert war, konnte er nur erahnen – viel zu schnell war es gegangen – aber ihre heitere Stimmung hatte sie wohl zu unfreiwillig willkommenen Darstellern in einem der Dramen dieser Nacht gemacht...

„Der Kotti ist ein ganz spezieller Ort, an dem sich viele unterschiedliche Gesellschaftsschichten friedlich treffen können“ – so hatte eine Freundin und Kollegin von ihm es erst kürzlich einer Journalistin gegenüber formuliert. Das war aber nur die halbe Wahrheit – denn immer wieder erlosch im Antlitz des Kotti einen Augenblick lang etwas, das zum Ausdruck eines gesunden Gesichts gehörte.<sup>175</sup> Das Böse der Straße gewann dann Beziehungen zur Wirklichkeit und schrieb kurzerhand schaurige Schlagzeilen. Auch abseits davon, verlief das Aufeinandertreffen der verschiedenen Unterschiede keineswegs immer reibungslos, wusste mein

Gesprächspartner zu berichten.

Der Hof des Zentrum Kreuzbergs war dafür ein perfektes Beispiel: Manch Fehde musste ausgefochten werden, um diesen Hort des Kinderlachs wieder der Bestimmung zuzuführen, die ihm in die Wiege gelegt worden war. Nachbarn wie Horst Wiessner hatten vor Jahren begonnen, noch vor dem Morgengrauen aufzustehen, um den Sandkasten von Bierdosen, Scherben und Spritzen zu befreien, bevor die ersten Kinderhände anfangen darin Tunnel zu graben und Türme zu bauen.<sup>176</sup> Anderen Mietern waren diese „Aufräumarbeiten“ längst nicht gründlich genug und mancher Aktivismus radikalisierte sich besorgniserregend. Ein Bündnis aus Familienvätern bildete eine Bürgerwehr, die auf eigene Faust die Beseitigung der Missstände in Angriff nahm, mit denen sie sich vom Staat alleine gelassen fühlten. Nicht selten mussten sie dabei aber ohnmächtig feststellen, dass die Gesichter der Feinde vertraute Züge trugen.

Mittlerweile regieren diese Seite des Hofes zumindest tagsüber nun wieder Kinder, die große Abenteuer auf den Klettergerüsten erleben und Fußball spielen, während türkische Mütter derweil wenige Meter weiter

auf den Bänken picknicken. Am anderen Ende des Hofes wird gegessen und schwarzer Tee getrunken, Geschäftsmänner gebaren sich geschäftig, Einkäufe werden nach Hause getragen, Eltern sammeln ihre Kinder ein, Jugendliche hängen ab, Touristengruppen lauschen Geschichten über das authentisch, bunt-alternative Kreuzberg und staunen mit etwas Glück über bekannte Gesichter aus dem Fernsehen, während Galeristinnen und Künstler auf den Stufen sitzen und selbstgedrehte Zigaretten rauchen. Ein alter Herr sitzt vor seinem Kiosk am Eck und hat hier alles im Blick. Wer hier dazugehört, der grüßt sich.

Nachts, wenn die Kinder schlafen und der alte Herr vom Kiosk nicht vor seinem Laden sitzt, wendet sich das Blatt: Jugendliche erleben auf den Klettergerüsten große Abenteuer oder belagern Bänke und Tischtennisplatte, Dealer und ihre Kunden tauchen kurz auf um sogleich wieder in verschiedene Richtungen zu entfliehen und Betrunkene missbrauchen den Spielplatz als Urinal. Die Touristen sind um diese Zeit jünger und tummeln sich nervös lärmend von Hauseingang zu Hauseingang auf der verzweifelten Suche nach versteckten Clubtüren und einer bewusstseinserweiternden Berlin-Erfahrung. Mit etwas Glück können

sie dabei über bekannte Gesichter aus dem Fernsehen staunen, während Galeristinnen und Künstler auf den Stufen sitzen und selbstgedrehte Zigaretten rauchen. Wer hier dazugehört, der grüßt sich.

Die Soziologin und Pascal traten zu uns vor die Tür und sahen gerade noch zwei Beamte in Kampfanzügen an uns vorüber stürmen. „Wenn es am Kotti knallt – dann entlädt sich soziale Spannung“, meinte unsere Gesellschaftswissenschaftlerin dazu. Hinter der Fassade nachbarschaftlichen Zusammenlebens war es geradezu stürmisch ruhig. Kein Wunder – denn ein solches Nebeneinander wie heute, hatte es hier in dem Maße wohl noch nie gegeben: Der Handyshop neben der Champagner Bar neben der Kiez-Kneipe neben dem Projektraum neben dem Döner-Imbiss neben der Dinnerparty neben der Fleischerei neben dem Szeneclub neben dem Protestcamp neben dem Fashion-Showroom neben der Buchhandlung neben dem türkischen Kulturverein neben dem Café mit All-Gender-Toilette neben dem Hostel und neben dem Design- das Wettbüro. Eine maximale Dichte und eine maximale Intensität des Aufeinandertreffens<sup>177</sup> von Deutschen, Türken und Menschen aus dem Rest der Welt, Kindern

und Alten, Wohlhabenden und Armen, Gebildeten, Um-Gebildeten und weniger Gebildeten, Touristen, Neu-Berlinern, Karrieristen und Arbeitssuchenden, Drogenabhängigen, Anarchisten, Demokraten, Linken, Konservativen und Un-Politischen, Traditionalisten und Non-Konformisten, Hetero- und Trans-, Pans- und Omnisexuellen in allen denkbaren und undenkba- ren Gefühls- und Lebenslagen. Jeder Schritt ein Rendezvous mit dem Zufall. Blickt man dem Kotti in sein inhaltsvolles Gesicht, so wirkt es, als ob darin verschiedene Teile nicht zusammengehören wollen: Den dicken Schädel zierte ein grobes Kinn mit Narben, die Nase gerümpft über dem nach links verzogenen, risigen Mundwinkel, das eine Auge stechend im Blick mit zitterndem Lid, das andere voller Liebe und umrundet von Lachfalten, überdacht durch geradlinige Brauen und eine Stirn voller Sorgen. Ein Anblick, der abstoßend und gleichzeitig sehr sympathisch zu wirken vermag. Ohne Zweifel ein Charakterdarsteller im Kassenschlager Berlin und eindeutig ein Ort an dem sich nicht alle wohlfühlen.

Das brauchten sie auch nicht. Denn die *Stadt für alle*, von der man sich so gerne erzählte in unserer Zeit – sie hat es so nie gegeben. Immer mit einem Bein auf dem

Sprung ins Unmögliche<sup>178</sup> ist sie zu keiner Zeit viel mehr als ein Luftschloss gewesen. Ganz im Gegenteil: Immer schon war die Stadt notwendigerweise der Ort verschiedener Meinungen und Meinungsverschiedenheiten.

Die wundervolle Vielfalt des Menschseins lässt sich nur in der Gesellschaft von Fremden ertragen. Wie es bloß eine einzig falsch gespielte Note vermag, die Harmonie eines ganzen dörflichen Gefüges zu stören, so ist das Kotti wie kaum ein anderer Ort in der Lage, mit der unermesslichen Unordnung des Urbanen umzugehen<sup>179</sup> und in einem Orchester des Durcheinanders Unterschiede zum Klingen zu bringen. Eine Verstärkung, die ins Innere dringt und durch den Verlust von Verbindlichkeiten unvergleichliche Freiheiten des Zusammenspiels einräumt.<sup>180</sup> Mit jedem Tag, den unsere Soziologin hier wohnte, war sie ein wenig mehr begeistert von der selbstverständlichen Unmöglichkeit dieses Ortes. In Anbetracht all des Neben-, Unter-, Über-, Nach-, Hinter-, Für- und Gegeneinanders, das sie tagtäglich bestaunen durfte, wunderte sie sich vielmehr, dass die Menschen sich hier nicht viel häufiger gegenseitig die Köpfe einschlugen. Aus ein wenig

Distanz erschien ihr die *Kreuzberger Mischung* eher als eine Überlagerung verschiedener Welten – als ob man dünne Plakate stapelte und mit dem grellen Neonlicht des Kottis so durchleuchtete, dass dem Betrachter ein buntes Gemenge fließender Übergänge in Form und Farbe vor Augen geführt wurde.<sup>181</sup>

Tatsächlich kannte sie die meisten ihrer Nachbarn nicht. Einsam fühlte sie sich deshalb aber nie. Im Fahrstuhl grüßte sie immer jeden freundlich, doch musste sie auch aufrichtig gestehen, dass sie durch das leidlich dünne Mauerwerk vernehmlich mehr am Leben ihrer Nachbarn teilnahm, als es ihr beliebte. Denn die Wände trennten zwar die Blicke, verursachten jedoch schallende Störungen auf den Hinterbühnen des Privaten.<sup>182</sup> Damit man aber mit seinen Nachbarn auf gutem Fuße nebeneinander stehen kann, ohne sich dabei nahe zu sein, ist betontes Überhören unverzichtbar.<sup>183</sup> Nachbarschaft in der Mitte einer Metropole – das bedeutete ihr persönlich nicht das Dorf in der Stadt, sondern ein gemeinschaftliches Geflecht von Personen, die einen ähnlichen Horizont und Aktionsradius mit ihr teilten.<sup>184</sup> Nachbarschaft war für sie nicht verschwunden, sondern hatte nur eine neue Form angenommen.<sup>185</sup>

Genau das war es aber, was unser Architekt als Anwohner seinen *neuen* Nachbarn ankreidete – die meisten Studenten und Künstler landeten hier wie Raumfahrer aus anderen Welten. Einige mochten ja durchaus gutgemeint versuchen, sich mit ihren neuen Nachbarn zu arrangieren. Für gewöhnlich wussten sie aber aus ihren Leben keine Kreise zu ziehen, mit denen ihre Annäherungsversuche Wirkung nach innen gewinnen konnten.

Von ihrem guten Freund ließ sich die Soziologin den versteckten Vorwurf gerne gefallen. Gleich und gleich gesellt sich gern!<sup>186</sup>, konterte sie seinen freundlichen Affront. Um den Wahrheitsgehalt dieser sprichwörtlichen Weisheit zu prüfen, musste man nur ein wenig verfolgen, wer zur Party ein- und ausging. Wir gehörten zweifelsohne dazu. Wichtiger, als eine passend individuelle Uniform zu wählen, war dabei den richtigen Ausdruck in Sprache und Haltung zu legen – denn Parkettunsicherheit wurde blind erkannt.

Endlich wollte sie wieder auf das *wirkliche* Problem ihrer Debatte zurückkommen. Es bestand, darin stimmten wir alle überein, in der Verdrängung der Verdrängungsgefahr. Die Schritte der Feierwütigen verhalten

nicht einfach in der Nacht, sondern klingen in der Stadt nach. Freunde von Freunden folgen dem Ruf, starten Expeditionen und beginnen das Kotti mit neuen Augen zu betrachten.

Um uns herum hatte sich inzwischen eine größere Traube Menschen gebildet, die trank, lachte und rauchte. Eine Frau in einem asymmetrischen Jersey mischte sich in unser Gespräch, sie hatte zugehört, war Modedesignerin<sup>187</sup> und mit ihrem Atelier aus Berlin-Mitte hierhergezogen, da es ihr dort „zu eng“ geworden war. Hier im Herzen Kreuzbergs gab es noch Raum zum ausprobieren. Die Mieten waren günstiger und die Graffiti genauso authentisch wie die Spaghetti, die ein Mieter manchmal von seinem Balkon auf die Terrasse vor ihrem Laden kippte, um die Tauben zu füttern. Seitens der Hausverwaltung sei man sehr bemüht, junge Unternehmen zu unterstützen und die neuen Gewerbe belebten die dunklen Ecken. Viele Anwohner, darunter auch Wortführer der 36er, begrüßten es, dass man sah, wie sich hier endlich wieder etwas tat. Dass sich immer mehr kreative Geschäftigkeit einmietete, sah sie als überhaupt kein Problem – hier stand vormals einiges leer – von Verdrängung konnte deshalb kaum die Rede sein. „Mal Hand aufs Herz“, so schloss sie ab –

für eine Entwicklung wie in den pittoresk renovierten Mietskasernen seien die tristen Hochgeschosser „viel zu hässlich!“

Im Gehen hielt sie inne und fügte noch ein alternatives Ende hinzu: Schaut man sich die Struktur der Inhaber genau an, dann stellt man schnell fest, dass der Großteil nach wie vor in türkischer Hand ist – Besuche von Bäckerei, Friseur, Fischhandlung, Fleischerei, Imbiss, Restaurant, Kiosk, Wettbüro, Kulturverein und Buchhandlung konnten komplett in türkischer Sprache erledigt werden. Das war keine kunterbunte Kreuzberger Mischung, sondern türkische Monokultur.

*Wohnen* würde sie hier selbst keinesfalls. Ihre Tochter kam bald in die Schulpflicht und wie es um die staatlichen Lehranstalten im Umkreis bestellt war, wusste man ja. Eine Privatschule, wie sie viele ihrer Freundinnen vorzogen, könnte sie nur unter großem Verzicht finanzieren – und ihr Kind einem Integrationsexperiment zu opfern, das war ausgeschlossen.<sup>188</sup>

Eine blendende Vorlage, um unsere Argumente an den Ideen des Abends zu schärfen. Doch vorneweg nutzte unsere Soziologin die Pause, um sicherzugehen, zuvor nicht missverstanden worden zu sein. Sie hatte zwar

von „Parallelnachbarschaften“ gesprochen, meinte dies aber „im Guten“, wie sie erklärte. Ihrer Einschätzung nach näherten wir uns gerade der Antwort auf eine äußerst strittige Frage. Bekannterweise gab es für jedes noch so schwerwiegende Problem eine leichte Lösung – nur war diese für gewöhnlich falsch.<sup>189</sup> In unserem Fall, so sagte sie, sei es angebracht, einer Begründung und ihrem Widerspruch in gleichem Maße Glauben zu schenken.

Weshalb sich für die türkischstämmige Freundin von Pascals Mutter damals Kreuzberg als erste Anlaufstelle als eine so glückliche Wahl entpuppte, fragte sie rhetorisch. Ihre Erklärung lieferte sie auf der Stelle: „In der Fremde, war sie unter Landsleuten fürs erste ein wenig weniger fremd“.<sup>190</sup> Auch wenn türkische Damen hier sicherlich hinter manch verschlossener Tür vorübergehend vernahmen wovor sie geflohen waren, konnten sie hier praktische Hilfe und psychologische Unterstützung finden.<sup>191</sup>

In Presse, Politik und Planung propagierte man zwar noch immer pausenlos die „soziale Durchmischung“ als DAS Wunderheilmittel für die, an sozialer Spaltung krankende Stadtgesellschaft. Doch praktizierten häufig

gerade diejenigen, die am lautstärksten dafür plädierten, nur allzu häufig das Gegenteil von dem, was sie predigten.<sup>192</sup>

„Die Grenze verläuft zwischen *Dir* und *Mir*“, die großen Buchstaben dieser Parole verblassten seit einigen Jahren am Kopfe einer Häuserwand in fußläufiger Ferne. Eine Grenze, das war nüchtern betrachtet, zunächst bloß eine gedachte Linie zwischen zwei Dingen. So dramatisch sich ihre Beziehungen zur Wirklichkeit von Zeit zu Zeit auch gestalten, ist sie uns Menschen doch auch ein Segen, ohne den wir nicht leben könnten. Sich fremd zu fühlen bedeutet, sich in der Gemeinschaft anderer unerwünscht vorzukommen. Nur die allerwenigsten ertragen sich allein in der Welt – wir wollen Menschen um uns, mit denen wir sie teilen können. Ohne Grenzen wäre Gemeinschaft gar nicht möglich. Gleichzeitig markieren sie den Ursprung unserer Konflikte. Auch zwischen guten Nachbarn verlief eine Grenze.<sup>193</sup> Ob Kuss oder Blessur, für beides muss man erstmal dicht aneinander<sup>194</sup>, schmunzelte sie. Es war darum nicht von Grund auf schlecht, wenn verschiedene Gruppen in ihren Ecken des städtischen Rings blieben, eine Menge Ärger konnte auf diese Weise vermieden werden.

Die Modefrau und wir drei Jungs nickten verstehend – allerdings in verschiedene Richtungen. Der Architekt fragte, ob sie sich denn tatsächlich für gesellschaftliche Schranken und Trennwände ausspräche? Ihre Antwort war ein bestimmtes „Sowohl als auch“ – man müsse Abgrenzungen zulassen *und* verhindern. Nischen erfüllen wichtige Aufgaben, indem sie Neuankömmlingen unter die Arme greifen, um sie in der unbekannteren Stadt nicht untergehen zu lassen. Davon profitieren am Ende alle<sup>195</sup> – solange wie Unterstützung nicht in Unterdrückung umschlägt. Ins Zwiespältige rutscht eine gemeinschaftliche *Verinselung* erst, wenn man nicht mehr aus seiner Ecke kommt und sich Wohnviertel zu Abstellkammern entwickeln. Eine solche *Ausgrenzung* wird den Bewohnern solcher Quartiere dann zu einem schweren Nachteil, der manche dermaßen niederschlug, dass sie nicht mehr wollen können<sup>196</sup>. Begründet gelten *gemischte* Viertel als regenerationsfähiger<sup>197</sup>, nur muss die Forderung nach Vielfalt auch Antworten auf das *Wer*, *Wie* und *Wo* beinhalten. Gerne spricht man im Zusammenhang von Energien die entstehen, wenn Unterschiede aneinander reiben<sup>198</sup> – ein schönes Bild, welches allerdings das naturwissenschaftliche Phänomen von Reibungsverlusten vertuscht. Denn

Kontakt allein zaubert nicht zwangsläufig interkulturelle Friedenstänze auf die Straßen, sondern kann auch zu aufreibenden Konflikten führen.<sup>199</sup> Beziehungen schlagen nur Brücken, wenn sie auf Augenhöhe gebaut werden.<sup>200</sup>

Die Situation hier im Hof verdeutlichte vortrefflich, dass viele Begegnungen wortwörtlich nicht auf dem gleichen Niveau stattfanden. Denn die Galerie und Projekträume lagen räumlich erhoben, erhaben in der *Beletage* des Zentrum Kreuzbergs. Ein Stockwerk über dem Spielplatz existiert ein Reich für abstrakte Arbeiten der digitalen Bohème, experimentelle Elektronik, atonale Klänge, urbanes Gärtnern, avantgardistische Mode ohne Preisschilder und revolutionäre Räume, die *zwischen* sein wollten. Mit Fasermarkern und Cuttermessern werden hier neue unsichtbare Grenzen gezogen, die stumm Ausladungen aussprechen, die man nicht sehen, aber sehr gut fühlen kann. Die türkischen Jungs, die hier gerade rumturnten, sah man tagsüber dort oben selten – was sollten sie dort auch?

Durch die Umlaufbahnen unserer alltäglichen Wege erzeugen wir unser ganz eigenes Bild der Stadt.<sup>201</sup> Unsere Erfahrungen verzeichnen wir auf Karten in unseren

Köpfen, mit denen wir unseren Vorstellungen Richtungen geben.<sup>202</sup> Sich in der gebauten Welt aufzuhalten ist ein Erlebnis, das ohne Unterlass den ganzen Menschen mit Haut und Haaren einbezieht. Unsichtbare Barrieren waren Pascal in seiner Kreuzberger Jugend immer wieder begegnet. Die alljährlichen Maikrawalle, an die er sich erinnerte, waren merkwürdigerweise meist nach beinahe spielbrettartigen Regeln verlaufen: Es gab Straßenzüge, in denen man sicher davon ausgehen konnte, dass es in ihnen Gewalt geben würde – auf makabere Weise gehörte für die Gewerbetreibenden das Vernageln der Fenster fest zum Ritual. Nur einen Steinwurf entfernt gab es aber Bereiche, in denen es garantiert geradezu gespenstisch ruhig blieb.

Vielleicht hatte man das Image des multikulturellen Miteinanders mittlerweile bis zur Erstarrung gepflegt, dachte Pascal laut. Auch im Alltag war keineswegs jeder überall unterwegs. Türkische Jungs zum Beispiel patrouillierten bei Tag und Nacht den stark befahrenen Kottbusser Damm auf und ab. An die Uferpromenade entlang des Kanals, wo an schönen Tagen Bildungsbürgertum und junge Kosmopoliten flanierten, zog es sie sehr selten.

„Der einzige Punkt, an dem sich die Bewegungsströme

wie in einem Brennglas bündeln, ist der Bahnhof Kottbusser Tor“, sprach die Soziologin. Ein Ort, der den *Zufall* von Begegnungen geradezu forciert. An eben solchen Kreuzungen können sich buchstäblich kleine Fenster in die Leben der Anderen öffnen, durch die ein Austausch zwischen verschiedenen Welten zumindest möglich wird. Lebende Systeme benötigten um zu Überleben den Austausch mit dem Außerhalb ihrer Grenze – das gilt vom Mikro-Ökosystem bis zum Nationalstaat.<sup>203</sup> Unterm Strich sei ein friedliches Nebeneinander mit soviel Freiheit wie möglich und Grenzen wie nötig erstrebenswert. Verschiedene Nachbarschaften können problemlos nebeneinander bestehen – solange bis sie auf dem Markt aufeinandertreffen, denn dort werden sie sich unweigerlich auf die Füße treten.<sup>204</sup>

Auf das Wesentliche heruntergebrochen war es am Ende ein handfester ökonomischer Konflikt. Viele der alten Mieter hatten große Angst davor, dass man ihnen die Miete erhöht und sie ihr Zuhause verlieren. Diese Sorge war begründet. Wer hier im Umkreis keine Wohnung mehr finden konnte oder besser gesagt – keine bekam, der musste weit hinaus an die Ränder der Stadt<sup>205</sup> umsiedeln. Der wesentlichste Unterschied, den ihre Freunde meist benannten, war, dass sie ja im

Gegensatz zu den Migrantenfamilien und den Arbeitslosen *freiwillig* ans Kotti gezogen sind. Doch fragte sie sich in wie weit das eigentlich stimmte? In der Tat könnten viele unter ihnen sicher auch die Miete für eine Altbauwohnung aufbringen, nur waren sie damit nicht die Einzigen.

Gegenwärtig ist das Publikum am Kottbusser Tor fürwahr so breit gestreut wie noch niemals zuvor. Beinahe scheint es so, als wenn nun endlich genügend Druck auf den Kesseln der *Wohnmaschine* lastete, sodass die in ihm verbaute Vision nun in großen Schritten die Realität einholte, begeisterte sich der Architekt. Was aber, wenn dieses Durcheinander, dieser Inbegriff städtischer Vielfalt vielleicht nur eine Übergangsphase in einem Wandel darstellte<sup>206</sup>, in dem Stockwerk für Stockwerk *gereinigt* wurde, um Platz zu schaffen für das *Gute Leben*? Mit Immobilien lässt sich *gutes Geld* machen – das führt vielerorts zu Konflikten. Durch Entmietungen mit Methode kam es heute zu neuen *Häuserkämpfen* – in denen Investoren Bestandsmieter schikanieren. Wer mehr Zeit, Nerven und Geld hat, gewinnt.<sup>207</sup>

Wir alle hatten von den Machenschaften der Hausverwaltung am Südblock gehört: Mieten wurden „gemäß dem Gesetz über die soziale Wohnraumförderung“

nach oben korrigiert, Leerstand mit Klingelschildern von Phantommieterern verschleiert<sup>208</sup> und abgestritten, dass an Bewerber mit ausländischen Namen nicht mehr vermietet (und dadurch gegen Artikel 3 des deutschen Grundgesetzes verstoßen) wurde. Konnten Bewerber hingegen einen kreativen Beruf nennen oder Studienbescheinigungen vorlegen, so wurde man mit Kusshand empfangen – diese Erfahrung hatten beide gemacht. In den WG-Küchen gegen die „Yuppies“ zu wettern gehörte zum guten Ton. „Alle schimpfen und niemand will’s gewesen sein“, resümierte die Soziologin. Ohne die neue Nachfrage, *unsere* Nachfrage, könnten auch keine Mieten erhöht werden – „Stellt euch vor, es ist Gentrifizierung und keiner geht hin!“, sagte sie und wusste um die vergebliche Liebesmüh ihrer Losung, die es nicht zur Lösung bringen würde.

Überraschend plötzlich taumelte erhobenen Hauptes ein junges Paar in den Hof. Er hielt das Mädchen so fest im Arm, dass es beinahe schmerzlich aussah, während sie zänkisch zufrieden drein sah. Mit schlendern-dem Oberkörper und stampfenden Schritt trat er auf uns zu und spuckte in die Mitte unserer Runde. „Verpissst euch aus unserem Kiez!“, presste er durch seine

Lippen, während sie laut lachte, obwohl ihre Augen etwas anderes sagten. Pascal schüttelte den Kopf und pfiß leise durch seinen Mundwinkel, bevor er sein Zigarettenpack zückte. Er hätte seinen „Ich bin hier geboren und aufgewachsen!“-Trumpf ausspielen können – darum ging es ja aber eigentlich nicht. Wie man das Kotti anschaut, so *haut* es zurück...

### *Leben mit Weitsicht*

Als ich mit dem Rauch meiner Zigarette einen qualmenden Kreis steigen ließ, trat für Pascal unerwartet eine alte Erinnerung aus dem Staub der Jahre: In seiner frühen Kindheit wohnte im Erdgeschoss des Nachbarhauses ein Zauberer mit seinem Sohn. Den gesamten Sommer über standen bei ihnen die Fenster weit offen und man konnte in das Wohnzimmer voller alter Möbel und merkwürdiger Dinge staunen. Beinahe jedes Mal wenn Pascal am Fenster gestanden hatte, gab es etwas Neues zu entdecken und der Zauberer nahm sich stets die Zeit, den kleinen Lauschern zu berichten, wie die Gegenstände um die ganze Welt und gar noch weiter gereist waren, um bis zu ihnen zu gelangen. Der magische Nachbar führte auch ab und zu kleine Kunststücke und bewundernswerte Zaubertricks vor. Sehr beliebt waren seine riesigen Seifenblasen, die oft größer wurden als die zwergenhaften Zuschauer. Und manchmal pustete der Zauberer den Rauch seiner Zigaretten hinein, sodass die Blasen mit ein wenig Fantasie aussahen, wie fliegende Grauwale.

Eines Herbstes mussten der Zauberer und sein Sohn ausziehen. Als erstes in der Straße wurde ihr Haus saniert und das Geld für die neue Miete konnte der Lebenskünstler leider nicht herbeizaubern. Noch lange nach ihrem Auszug blieben viele Kinder traurig vor dem Fenster stehen, um nach dem kleinen und dem großen Spielkameraden zu schauen. Doch die Vorhänge blieben zugezogen.

Nach Tanzen war uns nicht mehr zumute. Pascal schlug vor, eine Runde ums Kotti zu spazieren. Nach wenigen Metern bemerkte der Architekt, dass die Absperrungen der Bauarbeiten schon wieder weitschweifend gewandert waren. Land und Bezirk hatten viel Geld in die Hand genommen und umfangreiche Umbaumaßnahmen beschlossen, um rasende Radfahrer und wild abbiegende Autos voneinander fernzuhalten und darüber hinaus für ein wenig mehr Ordnung zu sorgen.<sup>209</sup>

Die Vielfalt an Menschen, die wir auf unserem spät-abendlichen Rundgang streiften, spottete jeder Beschreibung: Große Gruppen junger, betrunkenen Touristen, schwarze Limousinen mit getönten Scheiben aus denen Männer in dunklen Anzügen stiegen, die aussahen wie ihre Autos, kichernde Mädchen auf

hohen Absätzen, ein vielleicht verrückter Afrikaner, der sein altes Kofferradio ansang, Künstler in bunten Trainingsanzügen, die mit Kreide Gehwegplatten bemalten, ein Obdachlosen-Zeitschriftenverkäufer, der mit geschlossenen Augen Kleingeld zählte, ein altes Paar in Abendgarderobe, Arabische Männer in Djel-laba, die lautstark diskutierten, ein Gitarre spielender Junge im Schottenrock, türkische Obsthändler, die laute Technomusik an ihrem Stand laufen ließen, bettelnde Romafrauen, Polizeibeamte, müde Kinder, die schon lange im Bett hätten sein sollen, ein alter Mann, der mit einem Messer Mottenlarven hinter der Rinde eines Baumes hervorpulte, türkische Jugendliche, die vorbeifahrende Fahrradfahrer anschrien, Pfandflaschensammler, halbschlafende Junkies, gut gekleidete türkische Frauen, die rauchten und Bier tranken neben knutschenden Mädchen mit tätowierten Armen und einem jungen Mann, der schweigsam Notizen in ein Büchlein schrieb. Der absolute Wahnsinn einer normalen Nacht am Kotti.

Was mehr Sicherheit und Ordnung in Kreuzberg bedeuten konnte, hatten Pascal und ich erst wenige Tage zuvor erlebt: Auf dem Heimweg nach einem Essen bei Freunden hatten wir kurz auf unserer Lieblings-Brücke

innegehalten, um den Abend mit einer gemeinsamen Zigarette enden zu lassen. Nur das Abbrennen eines Streichholzes später, zwang uns ein äußerst schlecht gelaunter Polizist, die Brücke umgehend zu verlassen. Zwar wussten wir um die Festivalstimmung lauer Sommernächte, die Anwohner nicht schlafen ließ – auf welcher Rechtsgrundlage wir nun an diesem schönen Ort nicht einmal mehr schweigend rauchen durften, war uns trotzdem ein Rätsel.

„Mehr Ordnung“ und „Mediation“ am Kotti waren unserer Einschätzung nach beschönigende Umschreibungen für einen *leisen* Platzverweis für „Störenfriede“. In diesem dichten Treiben Platz zu beanspruchen, bedeutet immer, ihn anderen wegzunehmen, vielleicht auch ohne es zu bemerken... Das spontane Demonstrationslager, mit dem Berliner Türken wochenlang auf die politischen Unruhen in der Türkei aufmerksam machten, hatte zum Beispiel die Drogenkranken von ihrem Stamplatz vertrieben.

Im Kreise ihrer Freunde wurde die Soziologin immer häufiger mit der Haltung konfrontiert, dass Verdrängungen nun mal unumgänglich zum Wesen der Stadt gehörten und dies, solange die Menschen (zum Glück!)

nicht alle gleich waren, auch so bleiben würde. Städte sind immer Landkarten der Macht<sup>210</sup>, sagte sie. Das „Recht des Stärkeren“ im Stadtraum aber als eine *natürliche* Gesetzmäßigkeit zu begründen, das wollte sie so nicht stehen lassen. Wenn in unseren Gesprächen heute Abend eines klargeworden sein sollte dann, dass in der Geschichte der Menschheit noch nie ein Satz ganz durchgestrichen oder ganz zu Ende geschrieben worden ist.<sup>211</sup> Wir müssen uns fragen, wie wir in Zukunft miteinander umgehen wollen, wenn die Ressourcen knapp werden, aber niemand den Verzicht lernen will. Darin, wie eine Gesellschaft mit den Schwachen umgeht, zeigt sie schließlich ihr wahres Gesicht. Und die Gesellschaft, das ist nicht irgendwer, irgendwo – sondern wir.

Viel gesprochen hatten wir heute Nacht, weshalb ich mir wünschte, dass die Erkenntnisse unserer Streifzüge durch vertrackte Gedankengänge auf den Punkt gebracht würden. „Two plus two equals five!“, antwortete Pascal in Worten aus „1984“<sup>212</sup>. Die Soziologin schenkte ihm ein schönes Lächeln und stimmte ihm zu – Situationen, die wir Menschen dazu ausersehen *wirklich* zu sein, haben *wirkliche* Folgen.<sup>213</sup> Wer die

Geschichte schreibt, bestimmt die Realität der Gegenwart. Die Hoheit über die Sprache und das Gesprochene ist ein Vermögen, mit dem man die Wirklichkeit untertän machen kann. Das Sein bestimmt das Bewusstsein und das Bewusstsein bestimmt das Sein (diesen kleinen Spaß mit dem alten Karl Marx erlaubte sie sich), denn wohin die Wege führen, liegt an unserer individuellen „Playlist“ von Orten, griff sie ihren Gedanken von vorhin wieder auf. Wir alle tragen unsere Weltbilder vor uns her und laufen ihnen nach.

Am Kotti zog dieser Tage ein Trend um die Häuser, der, wie unsere Soziologin berichtet hatte, in London längst sesshaft geworden war. Warum sollte sich die Tatsache, dass Entwicklungen häufig in London ihren Anfang nehmen und dann zeitlich verzögert zu uns über die Nordsee schwappen, auf Mode und Musik beschränken?<sup>214</sup> Die Zukunft ist jetzt! Eine Überzahl von Trendbewussten treibt sich längst vor Ort umher. Als mobilisierende Minderheit begannen sie neue Töne anzugeben, in denen auf die Plattenbauten am Kotti hinabschaut wird und bewirken, dass aus unten oben und das Heruntergekommene wieder etwas wert wird. Ein Krieg um Orte geführt durch Worte. So wie

jede Sprache denjenigen, die sie sprechen, Grenzen setzt<sup>214</sup> und keine, einmal ins Bewusstsein eingeführte Vorstellung spurlos verloren geht<sup>215</sup>, korrigiert der veränderte Umgang mit der Umgangssprache das *Bild*<sup>217</sup> des Kottbusser Tors. Obendrauf beginnt dadurch die Selbstverständlichkeit, mit der die Vorzüge des Lebens im Altbau gepriesen werden zu wanken.

In der Folge bedeutet dies, dass Wohnraum, der lange als letzte Bastion unangefochtener Sozialbau-Hässlichkeit in der Berliner Innenstadt gegolten hatte, nun zur attraktiven Wohnlage wird. Der Rahmen des Möglichen ist bereits gesprengt, denn Wartelisten ziehen sich und die Quadratmeterpreise steigen.

Der Architekt eilte mit uns über die Straße. Eine Mieterinitiative verschaffte ihrem Protest gegen steigende Mieten dort vor über einem Jahr Raum. Im Anschluss an ein Stadtteilstfest beschlossen Bewohner eine *über Nacht erbaute*<sup>218</sup> Veranstaltungshütte einfach nicht mehr abzubauen, sondern zu *besetzen*<sup>219</sup>.

Sie demonstrieren dagegen, dass die von ihnen bewohnten Häuser 2004 vom Land Berlin an eine Clique privater Eigentümer verkauft worden sind und in der Folge die Mieter der ehemaligen „Sozialwohnungen“

nun zunehmend zur Kasse gebeten werden. Staatliche Subventionen werden verringert, während die Mieten steigen, Unternehmen wollen reichlich Rendite mit der Miete erzielen – in Häusern, in denen viele arm sind. Die Folgen sind absehbar – weshalb unter den Anwohner die Angst umgeht, dass ihre Wohnungen einfach auf die Straße gekippt werden. Da die Menschen hier aber in der Not der Anderen die eigene Lage erkennen, wachsen Widerstand und Selbstbau-Bretterbude beständig weiter an.<sup>220</sup> Vereint ist ihre Stimme laut genug, um von der Politik nicht überhört werden zu können.<sup>221</sup>

Das Bild der „Playlist“, das die Soziologin verwendet hatte, schien beim Architekten nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben. Die Zukunft urbaner Planung müsse die Stadt als ein Orchester auffassen, in dem es darum geht, das Zusammenspiel verschiedenster Stimmen so zu arrangieren, dass Konflikte ausgehalten werden und das im besten Fall auch mal harmonisch klingt. Die Architektur sollte darin nicht als Dirigent das Verhalten vorgeben, sondern vielmehr als Vermittlerin zwischen „Ordnung“ und „Unordnung“ neue Möglichkeiten in der städtischen Lebenswelt unter-

stützen.<sup>222</sup> „Die Architektur ist zu wichtig, um sie den Architekten zu überlassen!“<sup>223</sup>, rief er in die Nacht. Unter diesem Gesichtspunkt war für ihn der Bauprozess des Protestcamps so bedeutsam – nicht der *fertige* Bau, sondern seine Entwicklung stand im Vordergrund. Die Mieter vom Südblock äußerten den Wunsch, ihren Unmut sichtbar zu machen und ihrem Protest eine Bühne zu bauen. Mit seinem Fachwissen unterstützte unser Architekt die Aktivisten bei der Konstruktion. Die Erweiterungen entstehen aus alltäglichen Erfahrungen heraus – anstelle sich den Vorgaben eines starren Käfigs unterordnen, wird die Umwelt den Bedürfnissen angepasst. „Die Architektur baut hier nicht *für*, sondern *mit* den Nutzern.“ Durch dieses gemeinsame *Erleben* des Raums und seiner Herstellung wird gemeinschaftlich die Barriere zwischen Bauenden und Nutzenden aufgehoben.<sup>224</sup>

Die Schlagkraft des eigeninitiativen Hämmerns erschöpft sich aber nicht in seiner Wirkung als medienwirksamer Blickfang, griff die Soziologin den Faden des Architekten auf. Denn erst in dem, was in und um die Hütte in Bewegung gesetzt wird, entfaltet sich ein Raum der Möglichkeiten: Wissenschaftler, Politiker, Journalisten, Touristen und Anwohner, die sich für

Fragen der Stadtentwicklung interessieren kommen zusammen und gemeinsam auf Ideen, die sie alleine nicht gehabt hätten. Forschungsarbeiten, Zeitungsartikel, Radiosendungen, TV Beiträge, Kunstwerke und Gespräche tragen Ideen, Visionen und Entwürfe für eine soziale Stadt in die Welt.<sup>225</sup> „Der Strom mit dem die türkischen Senioren ihren Samowar befeuern, stammt übrigens aus der queeren Bar mit der All-Gender-Toilette“, vermerkte sie als Randnotiz. Sich auf einen Tee dazusetzen oder beim Ausbau des neuen Wintergartens mit anzupacken, ist wie eine kreative Zwischennutzung des eigenen Alltags. Eine Art informeller Universität der Nachbarn<sup>226</sup>, in der an Konzepten gearbeitet wird, wie die Mieten in Zukunft mit Mitteln der Mitmenschlichkeit beglichen werden könnten.<sup>227</sup> Die Frage „Was wäre, wenn das Kotti *UNS* gehören würde?“, ist unter den Anwohnern inzwischen weit mehr als ein flüchtiger Gedanke. Die Ideen, wie so ein Abenteuer bestritten werden könnte, reichen von Gemeinschaftswerkstätten und einem Kreuzberg-Kaufhaus, um touristisches Taschengeld in Mieterhände zu lenken, bis hin zu Stiftungen, die in Windenergie investieren und gemeinnützig orientiert in längeren Abschreibungszeiten kalkulieren, um *soziales* Wohnen

zu verauslagern.

Entscheidender als die Lösungen, die hoffentlich im Entstehen sind, werden die Wege sein über die man zu ihnen gelangt, prognostizierte Pascal. „Bildet Bande!“, sagte er – und schob lachend noch ein „n“ hinterher. Die Position der Schwächeren so stark wie möglich machen<sup>228</sup>, das wird niemand im Alleingang vollbringen. Dass sich die Soziologin und der Architekt so gut verstanden, war für ihn ein vielversprechender Ausgangspunkt. Dabei meinte er aber weniger ihr freundschaftliches Verhältnis, als vielmehr ihr Vermögen ihr Wissen zu verknüpfen. Alleine die unüberschaubar umfassenden Umstände hier am Kottbusser Tor würde es seinem Urteil nach rechtfertigen, einen eigenen Lehrstuhl zu begründen, an dem alle akademische Disziplinen, die sich auch bloß im Entferntesten mit dem Phänomen der Verstädterung beschäftigen, ihre Kräfte vereinen.<sup>229</sup>

Die Soziologin schenkte uns ein Strahlen und ein weiteres Gleichnis: Als die Wissenschaften begannen, sich die Welt mit Theorien zu unterwerfen<sup>230</sup>, ging es vergleichbar mit den ersten Siedlungen im Berliner Urstromtal zu: Das Land war zunächst weit und un-

bekannt. Verschiedene Forschungszweige wurden ausgebildet, die begannen Felder abzustecken und Böden fruchtbar zu machen. Mit der Zeit wurden die Disziplinen spezialisierter und die bewirtschafteten Parzellen immer kleinteiliger. Die Felder der Stadtforschung sind heute ebenso dicht bebaut wie das Stadtgebiet Berlins, weshalb der Druck auf das umzäunte Land immer mehr zunimmt. Gelingt es aber ab und an *Außenseitern*, abseits ihrer heimischen Gefilde eine Brache zu vereinnahmen und so zu kultivieren, dass die wissenschaftliche Welt anerkennend aufmerkt, so werden die Vertreter ihrer Ursprungsdisziplinen umschwenken und darüber zanken, wer die Früchte der Arbeit der widerspenstigen Kinder für sich beanspruchen darf. Diejenigen aber, die erfolgreich außerhalb der Zäune geforscht haben, werden anfangen, ihre Rückkehr in Frage zu stellen.<sup>231</sup>

Sie entschuldigte sich, denn ihr war bewusst, dass ihr in Anbetracht der Uhrzeit doch ein wenig schwer zu folgen war. „Wir ändern die Grenze einer Disziplin nicht, indem wir unsere Meinung ändern. Wir müssen auf der Grundlage unserer neuen Überzeugung handeln“<sup>232</sup>, führte sie zu Ende.

So konnte man es sehr gut ausdrücken, honorierte

der Architekt. Genauso, wie wir durch unser Handeln Grenzen verlegen, so sollten sich seiner Meinung nach auch die Gebäude, mit denen wir unsere Universitäten behausen, den Veränderungen im Lehrplan anpassen können. Ähnlich flexibel wie das Protestcamp müssten sie sein: Neue Einheiten können angefügt, veraltete Einheiten abgerissen werden.<sup>233</sup>

Wohl mir zuliebe fasste Pascal die Ausschweifungen der beiden zusammen: Wenn wir etwas ändern wollen, dann müssen wir zunächst unsere eigene Haltung soweit in Frage stellen, dass wir in der Lage sind, unkultiviertes Land als fruchtbar zu erkennen. Im Anschluss müssen wir hinaus auf die Brache und handeln. Sobald wir Fortschritte machen, müssen wir andere davon überzeugen, dass es sich tatsächlich um wertvolles Land handelt, welches in ihre Umzäunungen miteinbezogen werden sollte.<sup>234</sup> Es ist von Grund auf vernünftig, Grenzen nicht zu scharf zu ziehen, denn Monokulturen sind für die Böden von Landwirt-, Wissen- und Nachbarschaft gleichermaßen problematisch.<sup>235</sup> Solange die Politik der Geschäftsidee Wohnungsnot keinen Riegel vorschiebt, um Mieterhöhungen und Räumungen zu verhindern, werden die Mieter, die zum Teil

schon seit Jahrzehnten in den Sozialwohnungsbauten rund um das Kottbusser Tor zusammenleben, zwangsläufig ausziehen müssen. Wenn der Trend wirklich zu Londoner Verhältnissen führt, dann wird sich auch in Berlin Armut in einem Maße konzentrieren, wie einst in den Elendsquartieren der Gründerzeit<sup>236</sup>. Investoren aus dem Ausland wird dies nicht berühren, die Stadt Berlin aber wird in Kauf nehmen müssen, dass es in absehbarer Zukunft zu weitaus größeren Unruhen kommen wird.

„Ich fürchte die Schlacht ums Kotti ist schon verloren“, sprach der Architekt mit hängenden Schultern. „Warum nur produzieren wir Menschen immer aufs Neue Blasen, obwohl wir ganz genau wissen, dass sie allesamt platzen“ – so wie die wunderschönen aus Seife vom Zauberer seiner Kindheit, wollte Pascal wissen? „Warum rauchen wir soviel?“ entgegnete die Soziologin in den heraufziehenden Morgen. Pascal zerknüllte die leere Schachtel Gauloises in seiner Faust und schmiss sie in Richtung eines Mülleimers. Sie prallte vom Rand und fiel zu Boden. In großen Schritten ging er herüber, hob sie auf und warf sie nun mit elegantem Schwung ins Ziel. Scheitern als Chance.

## *Endnoten*

### ALTE SCHACHTELN

1 vgl. Meyer 2010

2 Biel 2001: 69

3 In diesem Zusammenhang war der Vorstoß der australischen Regierung bemerkenswert, Zigaretten-schachteln in einen allgemeingültigen Einheitslook zu zwingen, denn so wurden Tabakmarken ihres entscheidenden Inszenierungswerts beraubt.

4 Denn Gesellschaftliches Leben braucht wie alle lebendigen Systeme Interaktion. vgl. ebd.: 74 f

5 B.Z. am 17. August 2008

6 Berliner Zeitung am 20. Januar 2013

7 „Die Wissenschaft sitzt jetzt im Boot. Vier Monate harren die Anhänger von Kotti und Co in ihrem Protestlager („Gecekondü“) am Kottbusser Tor schon aus, um die Verdrängung sozial Schwacher aus der Innenstadt zu verhindern. Nun haben sich auch Wissenschaftler mehrerer Berliner Universitäten und anderer Institutionen diesem Anliegen angeschlossen.“ Berliner Mieterverein, Mietermagazin 10/12

8 Kronauer & Vogel beschreiben in ihrer Studie „Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte?“ die Ablehnung vormals beruflich gut etablierten Frauen gegen ihren neuen Wohnstandort

auf St. Pauli, Hamburg (2001 noch nicht in dem Maße durch Aufwertungsprozesse gekennzeichnet wie heute), an dem sie sich als isolierte Verlierer fühlen, da ihr Vergleichs- und Orientierungspunkt die gesellschaftliche Mitte der Erwerbstätigen, der sie sich selbst einst zugehörig fühlten  
, bleibt. vgl. Kronauer & Vogel 2001: 56

9 vgl. Bührig 2012: 71

### SCHADE, DASS BETON NICHT BRENNT!

10 Überlieferungen zu Folge stand in den 1980er Jahren „Schade, dass Beton nicht brennt“ als Graffiti an einer Wand der NKZ.

11 In einem Artikel des Tagesspiegels forderte der damalige CDU Fraktionsvorsitzende Klaus Landowsky: „Man muss den Mut haben, Gebäude wie das Neue Kreuzberger Zentrum oder den Sozialpalast zu sprengen“. Der Tagesspiegel, 09.03.1998

12 vgl. Siebel 2000: 34

13 vgl. Düspohl et al. 2012: 114

14 Aus der Broschüre des Bezirksamtes Kreuzberg „Wir bauen die neue Stadt“, 1956 in: Düspohl et al. 2012: 114

15 ebd.

16 vgl. Oschilewski 1965: 52

17 Berliner Zeitung, 3. Dezember 1970

18 Die Welt. 3. Dezember 1970

19 Der Abend, Nr. 281. Dezember 1970

20 vgl. Korfmann 2002

21 vgl. Düspohl et al. 2012: 123

22 Das Konzept der „Schöpferischen Zerstörung“ geht zurück auf Joseph A. Schumpeter und seine „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“. Darin beschreibt er die marktwirtschaftliche Etablierung von Innovationen und die damit einhergehende, kreative Zerstörung bestehender Strukturen. Schumpeter 1912

23 der überzeugte Anarchist und überzeugende Schriftsteller Peter Paul Zahl. Zahl 2003: 18

24 vgl. Bujny 2003: 21 ff; Düspohl 2012: 124 f

25 So betitelt ein Flugblatt der „Mieterinitiative NKZ“ den Neubau. vgl. Schneider 2010: 40

26 Düspohl et al. 2012: 124

27 Neues Zentrum Kreuzberg war der erste Name der neuen Bebauung des nördlichen Kottbusser Tors.

28 vgl. Schneider 2010: 40 f

29 Aus Interview mit dem Architekten Johannes Uhl. vgl. ebd.: 94 ff

30 Berliner Zeitung. 3. Dezember 1970.

31 Johannes Uhl zog sich 1971 aus dem Projekt zurück. Aus Interview mit dem Architekten Johannes Uhl. vgl. Schneider 2010: 97 ff

32 vgl. Schneider 2010: 38

33 vgl. ebd.: 54

34 Die Morgenpost, 31. Juli 1980

35 Berliner Zeitung, 10.03.1998

37 Berliner Zeitung, 10.03.1998

- 38 TeilnehmerInnen der 1. Schreibwerkstatt: 14
- 39 So brachte Walter Gropius das Wesen des Bauens auf den Punkt. Nerdinger 1985 zit. nach Droste 2011: 121
- 40 vgl. Berliner Zeitung, 02.02.1994; www.stern.de, 14. August 2008
- 41 vgl. Ließmann 2010: 11 ff
- 42 „The Mirror: Say it Loud!“ ist eine Aktion des Projekt- und Kunstraums Kotti-Shop in Zusammenarbeit mit: Kotti & Co, Computeria am Kotti, Café Sehnsucht, Südblock, 36 Boys, den Arbeitsräumen in der 1. Etage (NKZ), sowie die Kindern des Neuen Kreuzberger Zentrums. In mehreren Workshops haben verschiedene Gruppen rund um den „Kotti“ großformatige Plakate mit Zeichnungen und Statements erstellt. Dabei versteht „The Mirror“ die Zeichnung als eine mögliche Form des politischen Ausdrucks, der über den künstlerischen Ansatz hinaus weist: Das Kottbusser Tor ist einer der Orte Berlins, der am stärksten im Fokus urbaner Umwandlungs- und Aufwertungsprozesses steht: kulturelle Hot-Spot, steigende Mieten, Party-Tourismus. In den Plakaten zeigt sich die Sicht der AnwohnerInnen und AkteurInnen auf diese Veränderungen: Wie sieht das „Kotti“ für sie aus? Wie empfinden sie vor Ort die Situation? Was macht den Lebensraum am „Kotti“ für die unterschiedlichen Menschen so besonders? <http://www.kotti-shop.net>

#### BLOSS EINEN STEINWURF ENTFERNT

- 43 Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft an der FU-Berlin
- 44 kurz für „Neue Deutsche Welle“

- 45 vgl. Düspohl et al. 2012: 127
- 46 vgl. Düspohl 2012: 125 ff
- 47 vgl. ders. 2005
- 48 vgl. Klitscher 2001: 152
- 49 vgl. Düspohl 2012: 140
- 50 vgl. Gerres 2003: 43
- 51 Refrain des „Rauch Haus Songs“ der Band Ton Steine Scherben“. „Schmidt und Press und Mosch“ sind die Namen der Immobilienkaufmänner, die als Investoren des Neuen Zentrum Kreuzberg die Bühne betraten.
- 52 vgl. Berliner Zeitung, 02.05.2009
- 53 spätestens seitdem die Lehrkörper der Rütli-schule im März 2006 beim Berliner Bildungssenator in einem „Brandbrief“ die Schließung der Anstalt verlangten, weil sie der Gewalt durch Schüler nicht mehr standhielten. Womöglich war der Skandal um die Rütli-schule darüber hinaus gar die Initialzündung für die darauffolgende Gentrifizierung des nördlichen Teils des südlich an Kreuzberg angrenzenden Arbeiterviertels. Seit die erschütternden Geschichten des dortigen Schulalltags an die Öffentlichkeit gelangten, diente vor allem der Norden Neuköllns flächendeckend als Negativbeispiel für die deutsche Einwanderungs- und Integrationsdebatte. Inzwischen ist die Umgebung unter neuem Namen, dem langvollen Kofferwort „Kreuzkölln“ bekannt und wird offizielle touristische Empfehlung durch den Berliner Senat als DAS In-Viertel Berlins angepriesen: „Hier vermischt sich der raue Charme Neuköllns mit den neuen Impulsen aus Kunst und Nachtleben zu einer aufregenden Mischung“ (<http://www.visitberlin>).

de). Durchaus denkbar, dass die negative Presse den Wandel befördert hat, da das Viertel durch den Vorfall gebrandet wurde und bundesweite Bekanntheit erlangte, denn „keine Presse ist schlechte Presse“.

54 „Kreuzberg teurer als Charlottenburg“, B.Z., 27.02. 2012

55 Joachim Berger kam 1975 nach Kreuzberg und war voll und ganz in die Bewegungen rund um den Chamsoplatz involviert. vgl. Lang 1998: 32

56 TAZ, 15.12.1989. zit. nach Lang 1998: 37

57 vgl. ebd.

58 vgl. ebd.: 48 ff

59 vgl. Düspohl 2012: 7

60 Häußermann & Siebel 2004: 69

61 Mirhaba 2003: 39

62 vgl. ebd.

63 vgl. Berliner Zeitung, 02.05.2013

64 So lautet der historische Name des Berliner Postzustellbezirks Südost 36, der heute noch im Sprachgebrauch den kleineren Teil Kreuzbergs, der im Westen vom inzwischen zugeschütteten Luisenstädtischen Kanal und im Süden vom Landwehrkanal begrenzt wird, bezeichnet.

65 In seiner Studie „Migration, Sprache und Integration“ belegt Hartmut Esser die Bedeutung der „Sprache als Schlüssel der Integration“. vgl. Esser 2006

66 mit „Karrieren als Starkoch, Manager, Profisportler, Boutiquebesitzer, Regisseur, Filmautor oder Schauspieler“ vgl. www.36boys.com

67 Interview mit Sinan Tonsun, Gründungsmitglied der 36 Boys auf zoom-berlin.com; vgl. www.36boys.com

68 Berliner Morgenpost, 18.03.2010

69 vgl. www.36boys.com

70 vgl. Lanz 2007: 151 ff

71 vgl. „Touristen anzünden!“ und „No More Rollkoffer!“ prangert als Slogan an so mancher Innenstadt wand. Die Debatte um Gentrifizierung nimmt kuriose, bisweilen gefährliche Züge an, kommentiert David Hugendick auf Zeit-Online, 17.08.2012

72 vgl. Sigmar Gude im Interview mit der Berliner Morgenpost, 23.03.2012

73 vgl. Michael Haberkorn, Politiker bei den Grünen im Interview mit der Berliner Morgenpost, 06.09.1998. zit. nach Lanz 2007: 156

74 vgl. Barthes 1985: 19

75 vgl. ebd.

76 vgl. ebd.: 23 f

77 So der Titel des zuvor zitierten Werkes von Roland Barthes.

78 vgl. Peirce 1983: 10

79 Umberto Eco nimmt einen ähnlichen Vergleich vor, in dem er beschreibt, wie Mensch der Steinzeit am Eingang einer Höhle das Prinzip Höhle erkennt. vgl. Eco 2002: 296 f

80 vgl. ebd.: 308

81 vgl. ebd.: 20

82 vgl. Barthes 1988: 169

83 Die Wahrnehmung als Höhle diene Platon als Sinnbild für den geistigen Befreiungsprozess, der notwendiger Weise erfolgen muss, um sich über die sinnlich wahrnehmbare Welt der vergänglichen Dinge erheben zu können. Politeia, Buch VII. vgl. Heidegger 1997: 5 ff

84 Anfängen mit vergleichsweise geringfügigen Abweichungen wie Farbfehlsichtigkeiten bis hin zu schwerwiegenden Defekten des zentralen Nervensystems, sind die Frequenzbereiche in denen Sehen und Hören stattfinden kann individuell verschieden geartet.

85 The Nirmal Bharat Yatrawas a sanitation & hygiene awareness & behavior change campaign conceptualized & implemented by WASH United & Quicksand. It travelled 2,000 kms across rural parts of 5 Indian states between 2nd October 2012 & 19th November 2012

86 Dies beschreibt der Nobelpreisträger V.S. Naipaul in seinem Roman „An Area of Darkness“. Zit. nach Thompson 2003: 26

87 vgl. Musil 2011: 304

88 vgl. ebd.: 649

89 Diese Parkettsicherheit ist Resultat verinnerlichter gesellschaftlicher Strukturen, die sich aus der individuellen Teilhabe an gesellschaftlichen Gütern ergeben. vgl. Bourdieu 1987: 531

90 vgl. ebd.: 739

91 Hiermit sind die drei Kapitalformen ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital nach Pierre Bourdieu gemeint. Alle drei Kapitalarten stellen Ressourcen dar, die von Individuen im Wettbewerb um so-

ziale Positionen eingesetzt werden können. vgl. Häußermann & Siebel 2004: 165

92 vgl. Bourdieu 1987: 19

93 In Referenz zu Werner Hegemanns Kritik der Berliner Baugeschichte „Das steinerne Berlin“. Hegemann 1988

## ROLLENDE STEINE

94 vgl. Ernst 1996: 291

95 Gemeint sind keine geringeren als, die beiden etablierten Häuser Christie's und Sotheby's.

96 The Baltimore Sun, 27.09.1992

97 Menschen sammeln Erfahrungen, die später in ähnlichen Situationen unbewusst abgerufen werden und in Form intuitiver Entscheidungsimpulse ins Bewusstsein treten. Die Erfahrung ist gewissermaßen ein Katalog gemachter Erfahrungen, aus dem sich die Intuition bedient. vgl. Dreyfus & Dreyfus 1988

98 Diese Ausführungen über das Sammeln von Filmplakaten ist eine Analogie zu Michael Thompsons Kapitel „Stevenbilder – der Kitsch von Gestern“. Darin beschreibt er die Geschichte von mechanisch gewebten Bildern, die zwischen 1879 und 1940 hergestellt wurden und die als recht triviale touristische Mitbringsel in den Umlauf kamen und nach Einstellung der Produktion zunächst in Vergessenheit gerieten und praktisch unverkäuflich wurden, jedoch in den 1970ern wiederentdeckt wurden und auf Auktionen zunehmende Preise erzielten. vgl. Thompson 2003: 35 ff

99 Ein gutes Beispiel aus der Filmwelt sind die

Werke von Wes Anderson, die es vermögen, aus der Mode schöpfend Trends in die Welt zu bringen.

- 100 vgl. Berliner Zeitung, 09.04.2001
- 101 vgl. FAZ, 20. August 2008
- 102 vgl. <http://berliner-schloss.de>
- 103 vgl. Düspohl 2012: 143
- 104 Die Erzählung über die Werttransformation der gründerzeitlichen Altbauten ist ebenfalls angelehnt an Michael Thompsons „Mülltheorie“. Darin beschreibt er in dem Kapitel „Rattenverseuchter Slum oder ruhmreiches Erbe“ die „Wohnraumveredelung“ des Packington-Viertels in Islington, Nord-London. Eine Interessengruppe aus Angehörigen der Mittelschicht kämpfte in den 1960er Jahren erfolgreich gegen den Abbruch frühviktorianischer Reihenhäuser, begannen Arbeit und Geld in die alten Bauten zu investieren. Seitdem ist der Wert der alten Häuser beachtlich gestiegen. vgl. Thompson 2003: 55 ff
- 105 Nietzsche 1980: 273
- 106 vgl. Thompson 2003: 70
- 107 vgl. Musil 2011: 233
- 108 vgl. Thompson 2003: 75
- 109 so sangen „Fehlfarben“ in ihrem Lied „Ein Jahr“ in den 1980ern.

#### WAS IST, IST UND WAS NICHT IST, IST MÖGLICH

- 110 vgl. Gaarder 2012: 20
- 111 vgl. Watzlawick 2007: 7 ff

- 112 vgl. ebd.: 77 ff
- 113 vgl. Thompson 2003: 77
- 114 vgl. Lois Verbrugges Studie „The Structure of Adult Friendship Choices“. Verbrugge 1977
- 115 vgl. Goffman 2011: 147
- 116 „Es ist wohl kein historischer Zufall, daß das Wort Person in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Maske bezeichnet.“ ebd.: 21
- 117 vgl. Goffmann 2011: 14
- 118 „Brutalismus. Architekturen zwischen Alltag, Poesie und Theorie „ – so der Titel eines Symposiums in Berlin 2012.
- 119 Die Formulierung ist inspiriert durch eine Passage aus einer Konversation von Ulrich und Clarisse in Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, in der Clarisse herausfordernd fragt: „Hast du nicht selbst einmal gesagt, daß der Zustand, in dem wir leben, Risse hat, aus denen sozusagen ein unmöglicher Zustand hervorschaut. Musil 2011: 659
- 120 Als „Nebelwolke des Denkens“ bezeichnete Ferdinand der Saussure die unbestimmte Masse an Lauten, die erst durch die Sprache und ihre Zeichen Grenzen gezogen werden. vgl. Saussure 1967: 135 ff
- 121 vgl. Musil 2011: 154
- 122 Städte sind in ihrer Eigenschaft als Orte notwendig mit der „Überlieferten, erinnerten, erfahrenen, geplanten oder phantasierten Verortung konkreten Handelns (und deshalb Erinnerns) verbunden“ (Rehberg 2006: 46; zit. nach Löw: 80)
- 123 vgl. Thompson 2003: 77

- 124 vgl. Callon 2006: 185
- 125 vgl. Thompson 2006: 81
- 126 Ein Gebäude als Bewohner der Stadt zu betrachten, geschieht in Anlehnung an die Akteur-Netzwerk-Theorie, der nach auch Objekte Bewohner relationaler Zusammenhänge sind. Hierbei ist die Rede von sogenannten „Akteur-Welten“, die der Kontext sind, der die Bedeutung und die Begrenzungen einer jeden Sache definiert. vgl. Callon 2006: 187; darüber hinaus wird hier Bezug genommen auf den Text „Die Analyse der Architektur nach der Actor-Network-Theorie (ANT)“, in dem die Autoren zu Anfang feststellen, dass ein Gebäude kein statisches Objekt ist, sondern ein sich bewegendes Projekt. vgl. Latour, B. & Yaneva, A. 2008: 81
- 127 Diese Metapher geht zurück auf die gesellschaftsdiagnostische Perspektive Georg Simmels. vgl. Maffesoli 1987, zit. nach Delitz 2009: 121
- 128 Einige intensive Beobachtungen von Hall führen zu der Feststellung, daß „wie bei der Schwerkraft sich zwei Körper gegenseitig umgekehrt proportional nicht nur zum Quadrat, sondern wahrscheinlich sogar zu Kubus der Abstände beeinflussen“. Eco 2002: 347 f
- 129 Die außerordentlichen Wirkungen, die Räume auf den Menschen ausüben können, thematisiert zum Beispiel der Künstler Gregor Schneider in vielen seiner Arbeiten. In seinem Werk die „Weisse Folter“ produziert er mit minimalistischen Gestaltungsmitteln eine beklemmende Raumerfahrung für den Rezipienten (MONOPOL 2007: 117). Psychologische Experimente belegen, dass Raum in extremen Fällen gar Folter sein kann. Ein solcher Raum der Folter ist die sogenannte Camera Silens (lateinisch für Schweigender Raum). Hierbei handelt es sich um einen vollständig dunklen und absolut schalli-

- solierten Raum, dessen Wirkung nachgewiesen binnen kürzester Zeit zu physischer und psychischer Zerrüttung führt. vgl. Koenen 2006: 994 ff
- 130 vgl. Musil 2011: 15
- 131 vgl. Geist.& Kürvers 1980: 155
- 132 vgl. Eberstadt 1910: 183
- 133 vgl. Reichstagsabgeordneter A. Südekum (SPD) um 1890. Flemming 1997 zit. nach von Bruch & Hofmeister: 159 ff
- 134 vgl. Harnack 2012: 14
- 135 Der Trellick Tower entwickelte sich zum sozialen Brennpunkt und tauchte in der Presse häufig als „Tower of Terror“ auf. ebd.: 108
- 136 vgl. Harnack 2002: 114 ff
- 137 Musil 2011: 339
- 138 Dies umschreibt den Prozess, den Martina Löw in ihrem relationalen Raumverständnis als „Syntheseleistung“ bezeichnet, mit der sozialen Güter und Menschen mental zu Räumen verknüpft werden. vgl. Löw 2001: 159
- 139 Von Weizsäcker 1990: 138; zit. nach Löw 2001: 28
- 140 vgl. Bellinger & Krieger: 2006: 15
- 141 vgl. Barthes 1964, zit. nach Eco 2002: 298
- 142 vgl. Eco 2002: 298
- 143 vgl. ebd.: 308
- 144 Die „Weiße Folter“ arbeitet mit Mitteln, die ihre Wirkung auf die Psyche des Opfers ausüben und physisch nicht unmittelbar auf die Gefolterten einwirken.

Vgl. Mausfeld 2001

145 Aus Gilles Ivains Bericht über den Urbanismus, der von der „Lettristischen Internationale“ im Oktober 1953 gebilligt wurde. Dieser stellte einen entscheidenden Bestandteil der damaligen neuen Tendenz der Experimentalavantgarde dar. vgl. Hecken 2006: 29

146 vgl. Thompson 2003: 30

147 vgl. Musil 2011: 246

148 vgl. Musil 2011: 215

149 vgl. De Certeau 1988: 179 ff

150 vgl. Hegel 1988; zit. nach Dell 2011: 82

151 vgl. Musil 2011: 693

152 vgl. Bühler 1934: XXI

153 vgl. Eco 2002: 20

154 vgl. Hoffmann 2000: 1

155 vgl. Watzlawick 2007: 13

156 vgl. Von Humboldt 2000: 11 f

157 Eine ähnliche Metapher nutzte Wittgenstein um das Wesen der Sprache zu charakterisieren: „Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“ Wittgenstein 2000: 75

158 vgl. Bahlo & Dittmar. Aus einem Arbeitspapier „Beitrag zur Ausstellung ‚Die Sprache Deutsch‘ des Deutschen Historischen Museums.

159 vgl. Augstein 1998

160 Michel De Certeau unterscheidet hierzu in seiner Dialektik von „Strategie“ und „Taktik“. Als „Strategie“ konzeptionalisiert De Certeau die „Berechnung (oder Manipulation) von Kräfteverhältnissen, die in dem Moment möglich wird, wenn ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt [...] ausmachbar ist“. Der Strategie zwingend vorausgesetzt ist ein Ort, eine Koordinate im Raum, die als etwas „Eigenes“ beschrieben werden kann. Dieses „Eigene“ ist „ein Sieg des Ortes über die Zeit“, es erlaubt „eine Unabhängigkeit gegenüber den wechselnden Umständen“ (ebd.) zu schaffen. Die Etablierung gesellschaftlicher Macht findet Entsprechung in der Beherrschung der Orte. In ihren räumlichen Konsequenzen vermag es die Strategie spezifische „Typen des Handelns“ aufzuzwingen. Sie entwirft einen Schreibstil, der gleich einer Gebrauchsanweisung die Regeln des Raums artikuliert. Der berechnende Umgang mit dem Terrain, das „das Gesetz einer fremden Gewalt organisiert“ bezeichnet De Certeau als „Taktik“. In Opposition zur Strategie kann sie für sich keine Orte beanspruchen, keine Basis etablieren. Sie ist abhängig von „Gelegenheiten“, ihre Chance ist die Mobilität. „Insgesamt gesehen ist sie eine Kunst des Schwachen“, ihr Anliegen ist es sich durch Interventionen innerhalb des Vorgefundenen Vorteile zu verschaffen. vgl. De Certeau 1988: 78 ff

161 „Ey Ihr Richtschjen!“ – Du „Richtschjer“ ist die Abkürzung einer sehr schwerwiegenden Beleidigung, deren komplette Variante in diesem Buch aus Sinn für Anstand nicht wiedergegeben werden wird.

162 Street Art ist ein selbstautorisierter Eingriff in die visuelle Oberfläche der Stadt. Interpretiert werden kann sie als im öffentlichen Raum artikuliert hinterfragung

der Gestaltungshoheit über die urbane Landschaft. vgl. Bührig 2009: 19

163 Diesbezüglich sind die „Anschläge“ der „Splasher“-Gruppe interessant: Die Splasher-Aktivisten schrieben Street Art eine Pionierrolle innerhalb von Gentrifizierungsprozessen zu. So hieß in ihrem Manifest: „Street art gives the green light to investors, becomes that repugnant drug of tourism, and speeds the process of gentrification. By making the ghetto ‚beautiful‘, the street artists neatly wipes her hands of any responsibility to examine underlying social or economic oppressions at play and instead revels in her own mystified vanguardism.“ Die Gruppe interpretiert das Aufkommen von Street Art im Straßenbild als visuelle Speerspitze beginnender Aufwertungsprozesse. vgl. Bührig 2009: 33

164 So bezeichnete es der neuseeländische Künstler Paul Snowden, der unter anderem sehr erfolgreich sein Modelabel „Wasted German Youth“ betreibt.

165 vgl. TAZ, 24.12.2011

166 vgl. Musil 2011: 864

167 vgl. Boroditsky 2012: 33: „Was die Forscher „Denken“ nennen, ist offenbar in Wirklichkeit eine Ansammlung linguistischer und nichtlinguistischer Prozesse. Demnach dürfte es beim Erwachsenen kaum Denkvorgänge geben, bei denen die Sprache keine Rolle spielt. Ein Grundzug menschlicher Intelligenz ist ihre Anpassungsfähigkeit – die Gabe, Konzepte über die Welt zu erfinden und so abzuändern, dass sie zu wechselnden Zielen und Umgebungen passen. Eine Folge dieser Flexibilität ist die enorme Vielfalt der Sprachen. Jede enthält eine Art und Weise, die Welt wahrzunehmen, sie zu begreifen und mit Bedeutung zu füllen – ein unschätzbare Reiseführer, den unsere Vor-

fahren entwickelt und verfeinert haben. Indem Wissenschaftler erforschen, wie die Sprache unsere Denkweise formt, enthüllen sie, wie wir Wissen erzeugen und die Realität konstruieren. Diese Erkenntnis wiederum hilft uns zu verstehen, was uns zu Menschen macht.“

168 vgl. Von Humboldt 2000: 12 ff

169 vgl. Musil 2011: 762

170 vgl. De Certeau 1988: 189 ff

171 vgl. Thompson 2003: 71 ff

172 vgl. Musil 2011: 364

173 vgl. De Certeau 1988: 189 ff; Liessmann 2010: 11

## DIE MAUERN IN DEN KÖPFEN

174 Von welcher Bedeutung „Der Glaube an die eigene Rolle“ ist, beschreibt Erving Goffman in dem Kapitel „Darstellungen“ seines Werkes „Wir alle spielen Theater“. vgl. Goffman 2011: 19 ff

175 vgl. Musil 2011: 839

176 vgl. TAZ, 17. 03. 2009

177 Die Ausführungen über die Dichte der Überlagerungen am Kottbusser Tor sind angelehnt an Christopher Dells Gedanken über das Kotti aus dem Video „Wild and Lively“. <http://www.theavantgardediaries.com>

178 vgl. Musil 2011: 274

179 vgl. Dell 2011: 45; Konkret äußert sich Christopher Dell über diese Fähigkeit des Kottis in oben erwähntem Video: „The densification of urban life as well as the extreme ability to transform make the Kotti

a place for a new form of avant-garde, an avant-garde without a manifest.” <http://www.theavantgardediaries.com>

180 vgl. Häußermann & Siebel 2004: 35 ff

181 Die Bewohner durchmischter innerstädtischer Quartiere rühmen häufig gerade die soziale Vielfalt als große qualitative Bereicherung ihres Wohnumfelds. Um dies zu erklären bedarf es einem erweiterten Begriff von Nachbarschaft. Das Nachbarschaftskonzept von Siebel bezeichnet soziale Netzwerke, deren Mitglieder durch wechselseitige Tauschbeziehungen verbunden sind, in denen der Kontakt auf Augenhöhe stattfindet und die als Inszenierungen von Zusammengehörigkeit fungieren. Worauf der gemeine Großstädter aber abzielt, wenn er von bunt durchmischten Vierteln schwärmt, sind keine heterogen zusammengesetzten Nachbarschaften im Sinne Siebels, sondern Überlagerungen multipler Nachbarschaften, die als palimpseste Collage das Bild urbaner Vielfalt ergeben. Gemeint ist in diesem Falle nicht die Qualität sozial brückenschlagender Interaktion, sondern ein besonders breites soziales Spektrum unterschiedlicher Netzwerke konzentriert auf einen spezifischen Raumausschnitt. Diese Parallelnachbarschaften können gemeinsame Schnittstellen haben, müssen sie aber nicht.

182 vgl. Goffman 2011: 110

183 Als einer der ersten Soziologen entwickelte Georg Simmel in „Die Großstädte und das Geistesleben“ eine systematische Analyse spezifischer Verhaltensweisen der Städter. Ähnlich wie Ferdinand Tönnies (1887) zuvor, dabei jedoch weniger kulturpessimistisch, fußte Simmels Theoriebildung auf der Dichotomie von dörflicher Gemeinschaft und städtischer Gesellschaft. Ihre Kontakte knüpfen die Großstädter seiner Erkenntnis nach in ers-

ter Linie segmentär auf einzelne Bühnenbilder des städtischen Alltags begrenzt, wohin entgegen sich auf dem Land die Rollen der beteiligten Personen deutlich stärker überlagern. vgl. Simmel 1995

184 „War früher Nachbarschaft eher eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisieren musste, so beruht sie heute eher auf sozialer Nähe, die sich räumlich organisiert“ vgl. Häußermann & Siebel 2004: 114. Nachbarschaft, das ist „eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“ vgl. Hamm 1973, zit. nach Siebel 2009: 8. Im Gegensatz zu den Mitgliedern dörflicher Gemeinschaften ist der moderne Städter heute nicht mehr auf existenzielle Weise sozial und ökonomisch abhängig von seiner Nachbarschaft.

185 „Nachbarschaft“ im Sinne sozialer Nähe, kann heutzutage durch die modernen Kommunikations- und Mobilitätsmöglichkeiten räumlich ganz anders organisiert werden. Für Kinder, alte Menschen oder Menschen, deren Mobilität und Kommunikation eingeschränkt sind, sind lokale soziale Netze jedoch nach wie vor stark angewiesen. vgl. Häußermann & Siebel 2004: 114

186 – so lautet ein deutsches Sprichwort. Es beschreibt einen Mechanismus, den die Soziologie als Prinzip der Homophilie benennt. In der Tendenz neigen Individuen dazu, für enge Freundschaften Partner zu wählen, die vergleichbare soziale Hintergründe haben und in ihren Einstellungen übereinstimmen. Sozialräumliche Dispositionen schlagen sich in lebensweltlich orientierter Wohnsegregation nieder und prägen spezifische habituelle Eigenschaften samt dazugehörigen Institutionen aus. Ein Mechanismus der Selektion, der soziale Interaktionsmuster reproduziert. Auf den Punkt gebracht: Wer sich gar nicht erst trifft, der hat auch

nichts miteinander zu tun, heißt es diesbezüglich in Lois Verbrugges Studie „The Structure of Adult Friendship Choices“. vgl. Verbrugge 1977

187 Als Vorlage diene hierzu ein Interview mit Desirée Klein. Im Sommer ist sie, die besonders in Japan und den USA schon recht bekannte Rietveld-Absolventin, mit ihrer Kollektion und einigen Stücken aus den Kollektionen befreundeter Designer aus dem schicken Berlin-Mitte ins raue Herz von Kreuzberg gezogen. <http://www.sounds-like-me.com>

188 „Schulwahl: Flucht vor Multikulti.“ Zitty Berlin, 25.08.2010

189 Hartmut Häußermann und Walter Siebel zitieren in diesem Zusammenhang Sigmund Freud. vgl. Häußermann & Siebel 2001: 78

190 vgl. Häußermann & Siebel 2004: 181

191 Die räumliche Konzentration Angehöriger gemeinsamer Herkunft kann durch die Erhaltung kultureller Eigenheiten eine starke Gruppenidentität ausbilden und sozialen Rückhalt gewähren. Oftmals haben Migranten nach ihrer Einwanderung zunächst keinen oder stark eingeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt und keinen rechtmäßigen Anspruch auf Leistungen des Sozialsystems der aufnehmenden Gesellschaft. Die Bildung gruppeninterner sozialer Netzwerke ermöglicht gegenseitige Unterstützung durch materielle Hilfeleistungen, sowie Informationen über Wohnmöglichkeiten und informelle Verdienstmöglichkeiten. Darüber hinaus ermöglicht das konzentrierte Beieinanderwohnen von Mitgliedern einer Minderheit potentiell die Etablierung einer Machtbasis innerhalb der gastgebenden Gesellschaft. Gemeinschaftliche Interessen können diskutiert, artikuliert und besser öffentlich vertreten werden, was gar in der

politischen Legitimierung durch demokratische Wahlen münden kann. vgl. Elwert 1982: 721 ff; Häußermann & Siebel 2001: 73; Knox & Marston 2001: 536

192 Die Vorzüge einer multikulturellen Gesellschaft werden meist von einer gebildeten und wohl situierten Mittelschicht gepriesen. Deren Angehörige aber werden durch die Gnade gespaltener Arbeits- und Wohnungsmärkte gerade davor bewahrt, in ihrem Alltag das zu praktizieren, was sie predigen.“ [...] „Die deutsche Alternativszene zum Beispiel lebt ebenfalls hochsegregiert, aber die Sichtbarkeit ihrer durchaus auch abweichenden Lebensstile führt sehr viel seltener zu Bedrohungsgefühlen und in deren Folge zu Konflikten.“ Häußermann & Siebel 2001: 74 f

193 Die Ausführungen über das Wesen von „Grenzen“ berufen sich auf das Interview „Ohne Grenzen könnten wir nicht leben“ mit dem Philosophen Konrad Paul Liessmann im Magazin BRAND EINS 03/13

194 Räumliche Nähe bei sozialer Distanz kann zur Aversion führen, „die sich bis zu Hass und Kampf steigern kann. Die enge Nachbarschaft von Menschen mit verschiedenen Erziehungsstilen, unterschiedlichen Auffassungen über die Rolle der Frau, divergierenden Zeitstrukturen, Sauberkeitsstandards und Toleranzen gegenüber Lärm, kurz das dichte Nebeneinander verschiedener Lebensweisen führt in dieser Sicht zu Unverträglichkeiten, Reibungen und Konflikten.“ Häußermann & Siebel 2001: 74

195 „Segregation hat ökonomische Vorteile insbesondere für Zuwanderer. Diese sind auf informelle Hilfsnetze besonders angewiesen. Informelle Hilfsnetze aber bilden sich leichter auf der Grundlage sozialer Homogenität. Auch ethnische Ökonomien, die vielen Zuwande-

ren erste Möglichkeiten für wirtschaftliche Selbständigkeit bieten, benötigen eine ausreichend große räumliche Konzentration von Landsleuten, um in ihrem Einzugsbereich genügend Kunden und Arbeitskräfte vorzufinden.“ Die Zugewanderten von ihren sozialen Netzwerken zu trennen und über das Stadtgebiet zu verstreuen, würde ihnen Möglichkeiten informeller Beschäftigung nehmen und kann so indirekt zu höheren Belastungen des Sozialerats führen. vgl. Häußermann & Siebel 2001: 73; dies. 2004: 181

196 „Nicht mehr wollen können“ ist eine Formulierung, die von Frau Professor Breckner stammt. Sie nutzt diese häufig im Zusammenhang sozialer Segregation.

197 vgl. Häußermann & Siebel 2001: 72

198 So attestiert beispielsweise die IBA Hamburg in offiziellen Pressemitteilungen über die „internationale Stadtgesellschaft“ im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg: „Hier stoßen vielfältige Lebensentwürfe aufeinander, erzeugen Reibung, aber auch kreative Energie“ <http://www.iba-hamburg.de>

199 Dies fasst die konträren soziologischen Haltungen der Kontakt- und der Konflikthypothese zusammen. vgl. Häußermann & Siebel 2004: 180 ff

200 vgl. Häußermann & Siebel 2004: 184 f

201 vgl. De Certeau 1988: 245

202 vgl. Lynch 2010: 13

203 vgl. Folkers 2012: 74 f

204 vgl. Thompson 2003: 71

205 „An den Rändern der Städte: Armut und Ausgrenzung“ Häußermann, Kronauer & Siebel 2004

206 Diesen Gedanken führt Angelus Eisinger in einem Interview in der Schweizer Fernsehsendung „Sternstunde Philosophie“ über vergleichbare urbane Transformationsprozess in New York aus.

207 vgl. ARD Reportage „Miete rauf, Mieter raus! Die fieseren Tricks der Spekulanten“

208 „Leerstand in Kreuzberger Wohnungen. Vom Kotti nach Lankwitz“. Berliner Zeitung, 09.08.2012

## LEBEN MIT WEITSICHT

209 vgl. Der Tagesspiegel, 31.01.2012; Der Tagesspiegel, 30.04.2012

210 vgl. Häußermann & Sieben 2001: 70

211 vgl. Musil 2011: 226

212 Diese offensichtlich falsche Gleichung nutzt ein Mitglied der „Partei“ in George Orwells Roman „1984“, um deren absolute Macht über die Meinungsbildung der Masse zu demonstrieren.

213 Das nach den Soziologen Dorothy Swaine und William Isaac Thomas benannte „Thomas-Theorem“ besagt, dass jedes menschliche Handeln reale Konsequenzen nach sich zieht. vgl. Thomas & Thomas 1928

214 „Hierarchische Diffusion“ beschreibt die Besonderheit von Phänomenen, die sich von einem Ort zu anderen ausbreiten und mitunter dazwischen liegende Orte auslassen. Ein Beispiel für diese Art der Diffusion ist die Verbreitung eines Modetrends, der sich von Metropolen als Innovationszentren aus in kleinere Städte ausbreitet. Zur Adoption sind verschiedene Faktoren wie zum Beispiel Vorwissen oder finanzielle Mittel nötig.

vgl. Know & Marston 2001: 53; London steht in der Hierarchie der Diffusion eindeutig über, beziehungsweise vor Berlin. vgl. Kulke 1999: 14. Selbstverständlich ist dies eine Aussage über eine verallgemeinerte Tendenz und nicht auf jedes Beispiel übertragbar.

215 vgl. Humboldt 2000: 12

216 vgl. Paul 2000: 21

217 Das Bild bezieht sich hier erneut auf das „Bild der Stadt“ in der begrifflichen Prägung von Kevin Lynch, der damit „allgemeine Vorstellungen“ im Sinne „gemeinsamer geistiger Bilder“ bezeichnet. vgl. Lynch 2010: 17

218 Die Gebaut AktivistInnen von Kotti & Co. nennen ihr Protestcamp „Gecekondü“ (das ist türkisch für „über Nacht erbaut“). Gecekondus sind „Häuser, die – wie im Gecekondugesetz von 1966 definiert - ungeachtet von Grundbesitzverhältnissen und/oder Baugenehmigungen und – regulierungen gebaut werden.“ Wedel 2004: 3

219 Das Camp wird rund um die Uhr durch AktivistInnen der Initiative Kotti und Co. „bewacht“.

220 vgl. TAZ, 29. 05. 2012; Berliner Zeitung, 04.07.2012; Schattenblick BERICHT/006: Geschäftsidee Wohnungsnot – Mieter am Kottbusser Tor wehren sich gegen ihre Vertreibung

221 vgl. Berliner Morgenpost, 20.06.12; Berliner Zeitung, 02.08.2012

222 vgl. Dell 2011: 151

223 De Carlo 2013: 91

224 vgl. ebd.: 91 ff

225 vgl. kottiundco.net

226 Dies ist eine Reminiszenz an die „Universität der Nachbarschaften“, einem Projekt des Lehrstuhls für Urban Design der HCU Hamburg, wo durch eine Transformation in Selbstbauweise ein integrierender Arbeits- und Veranstaltungsort, ein Raum des Lernens und Forschens als auch ein Ort der Begegnung unterschiedlicher Kulturen und Erfahrungen entstanden ist. vgl. udn.hcu-hamburg.de

227 Die Bildung gruppeninterner sozialer Netzwerke ermöglicht gegenseitige Unterstützung durch materielle Hilfeleistungen, sowie Informationen über Wohnmöglichkeiten und informelle Verdienstmöglichkeiten. Darüber hinaus ermöglicht das konzentrierte Beieinanderwohnen von Mitgliedern einer Minderheit potentiell die Etablierung einer Machtbasis innerhalb der gastgebenden Gesellschaft. Gemeinschaftliche Interessen können diskutiert, artikuliert und besser öffentlich vertreten werden, was gar in der politischen Legitimierung durch demokratische Wahlen münden kann vgl. Elwert 1982: 721 ff; Knox & Marston 2001: 536 f

228 vgl. De Certeau 1988: 91

229 Eine Anlehnung an Henri Lefèbvre, der sich in seinem Werk „Die Revolution der Städte“ für die Gründung einer Universität ausspricht, die sich ausschließlich mit der analytischen Untersuchung des Phänomens der Verstädterung beschäftigt. vgl. Lefèbvre 1972: 62

230 vgl. Musil 2011: 253

231 Diese Reflexionen über die Struktur von Wissenschaftsdisziplinen basieren auf dem Kapitel „Die Geometrie der Glaubwürdigkeit“ in Michael Thompsons „Mülltheorie. vgl. Thompson 2003: 177 ff

232 ebd.: 182

233 ebd.: 180

234 ebd.: 183

235 Die wiederkehrende Präsenz der Wurzeln derselben Art im Boden fördert den Aufbau von „Pathogenen“. Die resultierenden Wurzelinfektionen erschweren es der Pflanze, Nährstoffe aufzunehmen; Der Forschung kommt die preisgekrönte Tugend Querverbindungen herzustellen und eigenständig zu denken abhandeln. vgl. Thompson 2003: 177; Damit Informationen in einer Nachbarschaft weiträumig diffundieren, bedarf es „Brücken“ inter-personellen Kontaktes, die unterschiedliche Netzwerke starker Beziehungen verbinden. Diese „Brücken“ sind, gemäß der inhärenten Logik Granoveters These, die so bezeichneten „Weak Ties“. Demnach bedeutete eine hohe Anzahl an schwachen Beziehungen bei einer möglichst heterogenen Zusammensetzung der Kontakte ein besonders wertvolles soziales Kapital. vgl. Granovetter 1973: 1360 ff

236 In den extrem beengten Wohnverhältnissen des in die Städte strömenden Proletariats sah die herrschende Klasse gar eine gesundheitliche und politische Bedrohung ihrer Hoheitsgewalt heranwachsen. vgl. Häußermann & Siebel 2004: 24 f

## *Literatur*

- Augstein, S.** (1998): Funktionen von Jugendsprache. Studien zu verschiedenen Gesprächstypen des Dialogs Jugendlicher mit Erwachsenen. Tübingen
- Bahlo, N. & Dittmar, N.:** Arbeitspapier „Beitrag zur Ausstellung ‚Die Sprache Deutsch‘ des Deutschen Historischen Museums. In Erscheinung
- Barthes, R.** (1964): *Eléments de sémiologie*, Communications 4. Paris
- Barthes, R.** (1985): *Die Sprache der Mode*. Frankfurt am Main
- Barthes, R.** (1988): *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt am Main
- Bellinger, A. & Krieger, D.** (2006): Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Bellinger, A. & Krieger, D.J. (Hrsg.): *Anthology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld. 13-50
- Biel, A.** (2001): Grundlagen zum Markenwertaufbau. In: Esch F. R. (Hrsg.): *Moderne Markenführung. Grundlagen. Innovative Ansätze. Praktische Umsetzungen*. Wiesbaden. 61-90
- Boroditsky, L** (2012): Wie die Sprache das Denken formt. In: *Spektrum der Wissenschaft 2012*. 30-33
- Bourdieu, P.** (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen. 183-198
- Bourdieu, P.** (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main
- von Bruch, R. & Hofmeister, B.** (2000): *Deutsche Geschichte*

in Quellen und Darstellung, Bd. 8. Stuttgart

**Bührig, S.** (2008): Subkultur als Standortfaktor. Räumliche Relevanz im Kontext von ästhetischen Aneignungsprozessen von symbolischem subkulturellen Kapital durch die Werbe- und Medienwirtschaft am Beispiel Street Art in Berlin. In: Adelhof, K. (Hrsg.): Kreativität und Stadt. Arbeitsberichte Geographisches Institut Heft 146. 12-26

**Bührig, S.** (2009): Räumliche Relevanz in der Ästhetischen Ökonomie. Subkultur als Standortfaktor für Werbe – und Medienwirtschaft in Berlin. Das Beispiel Street Art. Bachelorarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin

**Bujny, B.** (2003): Block 104. In: Verein zu Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V. (Hrsg.): Geschichte wird gemacht. Berlin am Kottbusser Tor. Berlin. 20-34

**Bühler, K.** (1934): Sprachtheorie. Stuttgart

**Callon, M.** (2006): Die Soziologie eines Akteur-Netzwerkes: Der Fall des Elektrofahrzeugs. In: Belliger, A. & Krieger, D.J. (Hrsg.): Anthology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld. 175-194

**De Carlo, G.** (2013): Die Öffentlichkeit der Architektur. Die Studentenrevolte und die Frustration an den Architekturschulen. In: Arch+ 211/212. Think Global Build Social. 87-95

**De Certeau, M.** (1988): Kunst des Handelns. Köln

**Delitz, H.** (2009): Architektursoziologie. Bielefeld

**Dell, C.** (2011): Replay City. Improvisation als urbane Praxis. Berlin

**De Saussure, F.** (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin

**Dreyfus, H. & Dreyfus, S.** (1988): Künstliche Intelligenz. Von den Grenzen der Denkmaschine und dem Wert der Intuition. Hamburg

**Droste, M.** (2011): Bauhaus 1919-1933. Berlin

**Düspohl, M.** (2005): Mythos Kreuzberg - Ein historischer Streifzug. 300 Jahre Migrationsgeschichte Kreuzberg-Friedrichshain. [http://www.migration-boell.de/web/integration/47\\_300.asp](http://www.migration-boell.de/web/integration/47_300.asp)

**Düspohl, M. et al.** (2012): Kleine Kreuzberg Geschichte. Berlin  
Eberstadt, R. (1910): Die Spekulation im neuzeitlichen Städtebau. Jena. 183

**Eco, U.** (2002): Einführung in die Semiotik. Paderborn

**Elwert, G.** (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (34) 4. 717-731

**Ernst, M.** (1996): Schaulust vor dem Kino. Filmplakat und Kinoarchitektur. In: Kunst + Architektur in der Schweiz. 1996. 290-297

**Esser, H.** (2006): Migration, Sprache und Integration. Berlin

**Folkers, G.** (2012): Warum wir Grenzen brauchen. In: Abstrakt. Taschenlabor für Zukunftsfragen. N°7: Abwehr. Überlebensstrategien im 21. Jahrhundert. Zürich. 74-75

**Gaarder, J.** (2012): Der Geschichtenverkäufer. München

**Geist, J.F. & Kürvers, K.** (1980): Das Berliner Mietshaus 1740-1862. München

**Gerres, M.** (2003): Irgendwie anders. In: Verein zu Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V. (Hrsg.): Geschichte wird gemacht. Berlin am Kottbusser Tor. Berlin. 43-44

**Goffman, E.** (2011): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München

**Granovetter, M.S.** (1973): The Strength of Weak Ties. The American Journal of Sociology, Volume 78. 1360-1380

**Hamm, B.** (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Düsseldorf

**Harnack, M.** (2012): Renaissance der Wohnmaschinen. Sozialer Wohnungsbau und Gentrifizierung in London. Dissertation Institut für Soziologie Professur für Stadt- und Raumsoziologie. Darmstadt

**Häußermann & Siebel** (2001): Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften, Bd. I/2001. 68-79

**Häußermann, H. & Siebel, W.** (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main

**Häußermann, H., Kronauer, M. & Siebel, W.** (2004): An den Rändern der Städte: Armut und Ausgrenzung. Frankfurt am Main

**Hecken, T.** (2006): Gegenkultur und Avantgarde 1950-1970. Situationisten, Beatniks, 68er. Tübingen

**Hegel, G.W.F.** (1988) Phänomenologie des Geistes. Hamburg.

**Hegemann, W.** (1988): Das steinerne Berlin. 1930, Geschichte der größten Mietkasernenstadt der Welt. Braunschweig

**Heidegger, M.** (1997): Platons Lehre von der Wahrheit. Frankfurt am Main

**Hoffmann, L.** (2000): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin. 1-10

**Humboldt, W. v.** (2000): Einleitung in das gesamte Sprachstudium. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin. 11-18

**Karentzos, A. & Küpper, T.** (2009): Editorial – Die Zigarette danach. In: Karentzos et al. (Hrsg.): Die Zigarette danach. Querformat. Zeitschrift für Zeitgenössisches, Kunst, Populärkultur. Heft 2. 4-9

**Klitscher, J.** (2001): Der Häuserkampf in Kreuzberg. In: Berlinische Monatsschrift 6/2001. 151-155

**Knox, P. & Marston, S.A.** (2001): Humangeographie. Heidelberg

**Koenen, G.** (2006): Camera Silens Das Phantasma der „Vernichtungshaft“. In: Kraushaar, W. (Hrsg.): Die RAF und der linke Terrorismus. Hamburg, 994-1010

**Korfmann, H. W.** (2002): Horst Wiessner, Rentner. Oder: Der Erfolg des sanften Widerstands. In: Der Herr D. Erlebnisse eines Neukreuzbergers. Berlin.

**Kronauer, M. & Vogel, B.** (2001): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte? In: SOFI-Mitteilungen, Nr. 29/2001. 45-58

**Kulke, E.** (1999): Räumliche Aspekte der wirtschaftlichen Globalisierung. In: Geographie und Schule 133. 10-15

**Lang, B.** (1998): Mythos Kreuzberg – Ethnographie eines Stadtteils 1961-1995. Frankfurt am Main

**Lanz, S.** (2007): Berlin aufgemischt. abendländisch – multikulturell – kosmopolitisch? Die politische Konstruktion einer Einwanderungsstadt. Bielefeld

**Latour, B. & Yaneva, A.** (2008): Die Analyse der Architektur nach der Actor-Network-Theorie (ANT). In: Staub, U. (Hrsg.): Explorations in Architecture. Teaching, Design, Research. Basel. 80-89

**Lefebvre, H.** (1972): Die Revolution der Städte. München

**Liessmann, K.P.** (2010): Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen. Wien

**Löw, M.** (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main

- Löw, M.** (2010): Soziologie der Städte. Frankfurt am Main
- Lynch, K.** (2010): Das Bild der Stadt. Berlin
- Mausfeld, R.** (2010): Foltern ohne Spuren. Psychologie im Dienste des »Kampfes gegen den Terrorismus. In: Wissenschaft & Frieden 2010-1: Intellektuelle und Krieg. 16–19
- Meyer, H.** (2012): Zigaretten im Einheitslook: Ohne Zusatzstoffe = ohne Differenzierung. <http://www.markentechnik-blog.de/zigaretten-im-einheitslook-ohne-zusatzstoffe-ohne-differenzierung/2614>
- Mirhaba, S.** (2003): Im Dezember 1966. In: Verein zu Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V. (Hrsg.): Geschichte wird gemacht. Berlin am Kottbusser Tor. Berlin. 39
- Musil, R.** (2011): Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg
- Nietzsche, F.** (1980): Sämtliche Werke, Band 4, Kritische Studienausgabe. München
- Oschilewski, W. G.** (1965): Kreuzberg – ein Berliner Bezirk Gestern und Heute. Berlin
- Paul, H.** (2000): Prinzipien der Sprachgeschichte: Allgemeines über das Wesen der Sprachentwicklung. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin. 18-31
- Peirce, C.** (1983): Phänomen und Logik der Zeichen. Frankfurt am Main
- Rehberg, K.S.** (2006): Macht-Räume als Objektivationen sozialer Beziehungen – Institutionenanalytische Perspektiven. In: Hochmuth, C. & Rau, S. (Hrsg.): Machträume der frühneuzeitlichen Stadt. Konstanz. 41-55
- Scheel, I.** (2003): Wohnzimmer am Kottbusser Tor. In: Verein zu Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V. (Hrsg.): Geschichte wird gemacht. Berlin am Kottbusser Tor. Ein Buch der Gruppe Fotografie. Berlin. 31-39
- Schneider, D.** (2010): Das Zentrum Kreuzberg – Eine Untersuchung der städtebaulichen Eingriffe am Kottbusser Tor. Masterarbeit an der TU Berlin. Berlin
- Schumpeter J. A.** (1912): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Berlin
- Siebel, W.** (2000): Wesen und Zukunft der europäischen Stadt. In: DISP 141. Zürich
- Siebel, W.** (2009): Ist Nachbarschaft heute noch möglich? In: Arnold, D. (Hrsg.): Nachbarschaft. Köln. 7-15
- Simmel, G.** (1998)[1903]: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Lichtblau, K. (Hrsg.): Soziologische Ästhetik. Darmstadt
- TeilnehmerInnen der 1. Schreibwerkstatt** (2003): Collage 4: Menschen. In: Verein zu Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V. (Hrsg.): Geschichte wird gemacht. Berlin am Kottbusser Tor. Berlin. 12-13
- Thomas, D.S. & Thomas W.I.** (1928): The Methodology of Behavior Study. In: Knopf A.A. (Hrsg.): The Child in America: Behavior Problems and Programs. New York. 553-576
- Thompson, A.** (2003): Mülltheorie. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Essen
- Verbrugge, L.M.** (1977): The Structure of Adult Friendship Choices. In: Social Forces, 56. 576-597
- Watzlawick, P.** (2007): Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen. München
- Wedel, H.** (2004): Alltagsleben und politische Partizipation - Gecekondü-Viertel als gesellschaftlicher Ort. In: European Journal of Turkish Studies [Online]
- Von Weizsäcker, C.F.** (1990): Zum Weltbild der Physik. Stuttgart

**Wittgenstein, L.** (2000): Philosophische Untersuchungen: Kap. 1,2,8-11,17-18,21,23-25,43,65-67. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin. 72-78

**Zahl, P. P.** (2003): Sanierungshaie. In: Verein zu Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V. (Hrsg.): Geschichte wird gemacht. Berlin am Kottbusser Tor. Berlin. 18

#### ZEITUNGSARTIKEL

**Brakebusch, L.**: Flucht vor Multikulti. In: Zitty Berlin, 25.08.2010. <http://www.zitty.de/flucht-vor-multikulti.html>

**Deggerich, M.**: Drei Engel für Kreuzberg. In: Der Spiegel 38/2007

**Engelhardt, M.**: Anwohner sind nicht stolz auf den Drehort Berlin, Berliner Zeitung, 09.04.2001. <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/buerger-klagen-ueber-belaestigungen---kuenftig-soll-frueher-ueber-filmtermine-informiert-werden-anwohner-sind-nicht-stolz-auf-den-drehort-berlin,10810590,9892668.html>

**Erb, S.**: Ein schönes Leben. In: TAZ 29. 05. 2012. <http://www.taz.de/!94251/>

**Flatau, S. & Schomaker, G.**: Was Gentrifizierung für Kreuzberg bedeuten kann. In: Berliner Morgenpost, 23.03.2012. <http://www.morgenpost.de/berlin/article1934748/Was-Gentrifizierung-fuer-Kreuzberg-bedeuten-kann.html>

**Goldmann, S.**: Wer ist der Kotti? In: Tagesspiegel, 08.03.2009. <http://www.tagesspiegel.de/berlin/kottbusser-tor-wer-ist-der-kotti/1468002.html>

**Hugendick, D.**: Touristen anzünden. In: Zeit-Online, 17.08.2012. <http://www.zeit.de/kultur/2012-08/touristenhass-kommentar>

**Jürgens, I.**: Opposition unterstützt Protest-Camp am Kottbusser Tor. In: Berliner Morgenpost, 20.06.2012. <http://www.morgenpost.de/berlin/article106633706/Opposition-unterstuetzt-Protest-Camp-am-Kottbusser-Tor.html>

**Laninger, T.**: Das Kottbusser Tor ist die Endstation. In: Berliner Morgenpost, 19.08.2008. <http://www.morgenpost.de/berlin/article845675/Das-Kottbusser-Tor-ist-die-Endstation.html>

**Litschko, K.**: Wo Widersprüche weiterleben. In: TAZ, 24.12.2011. <http://www.taz.de/!84355/>

**Lösel, A.**: Das umstrittene Genie. In: Stern, 10.07.2009. <http://www.stern.de/kultur/kunst/le-corbusier-ausstellung-das-umstrittene-genie-705689.html>

**Martens, D.**: Platz da! Folge 4: Kottbusser Tor. In: Der Tagesspiegel, 30.04.2012. <http://www.tagesspiegel.de/berlin/platz-da-folge-4-kottbusser-tor/6569016.html>

**Maschewski, A.**: Von der Straße in den Kleiderschrank. In: Berliner Morgenpost, 18.03.2010. <http://www.morgenpost.de/printarchiv/berlin/article1276641/Von-der-Strasse-in-den-Kleiderschrank.html>

**Meyer, A.**: Spurensuche am Kottbusser Tor. In: Stern, 14.08.2008. <http://www.stern.de/lifestyle/leute/christiane-f-spurensuche-am-kottbusser-tor-634784.html>

**Pham, K.**: Tag der Party. Berliner Zeitung, 02.05.2009. <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/in-kreuzberg-wird-das-myfest-gefeiert---manche-finden-das-aber-inzwischen-zu-unpolitisch-tag-der-party,10810590,10636910.html>

**Scheuring, A.**: Verdrängung statt Lösung Polizeipräsenz allein hilft nicht/ Bezirk fordert vorn Senat endlich ein Konzept. In: Berliner Zeitung, 02.02.1994. <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/drogen--dreck-und-beschaffungskriminalitaet---trauriges-szenario-am-kotti-verdraengung-statt-loesung-polizeipraesenz>

allein-hilft-nicht--bezirk-fordert-vorn-senat-endlich-ein-konzept,10810590,8804966.html

**Schmitz, T.:** Die Plattenfänger. Süddeutsche, 19.07.2011. <http://www.sueddeutsche.de/leben/haessliches-kulturgut-die-plattenfaenger-1.1121975>

**Schubert, U.:** Geliebtes Kind Allahs. In: Berliner Zeitung, 18.05.2002. <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/ipek-ist-tuerkin-und-dj-in-kreuzberg--ihre-musik-ist-der-zusammenstoss-von-orient-und-okzident-geliebtes-kind-allahs,10810590,9996902.html>

**Solis-Cohen, L.:** Movies come and movies go movie posters stay. In: The Baltimore Sun, 27.09.1992. [http://articles.baltimoresun.com/1992-09-27/features/1992271214\\_1\\_movie-poster-poster-sale-first-movie](http://articles.baltimoresun.com/1992-09-27/features/1992271214_1_movie-poster-poster-sale-first-movie)

**Spangenberg, C.:** Umbau am Kottbusser Tor verzögert sich. Der Tagesspiegel, 31.01.2012. <http://www.tagesspiegel.de/berlin/kreuzberg-umbau-am-kottbusser-tor-verzoegert-sich/6133858.html>

**Treichel, T.:** Kotti-Anwohner protestieren gegen Mietpreise. Berliner Zeitung, 04.07.2012. <http://www.berliner-zeitung.de/berlin/steigende-wohnungskosten-in-kreuzberg-kotti-anwohner-protestieren-gegen-mietpreise,10809148,16546176.html>

**Treichel, T.:** Protestcamp am Kotti zeigt Wirkung. Berliner Zeitung, 02.08.2012. <http://www.berliner-zeitung.de/berlin/mieten-in-berlin-protestcamp-am-kotti-zeigt-wirkung,10809148,16785180.html>

**Treichel, T.:** Vom Kotti nach Lankwitz. In: Berliner Zeitung, 09.08.2012. <http://www.berliner-zeitung.de/berlin/leerstand-in-kreuzberger-wohnungen-vom-kotti-nach-lankwitz,10809148,16845618.html>

**Wierth, A.:** Drogenszene am Kottbusser Tor. Der Zorn der Migranten. In: TAZ, 17.03.2009. <http://www.taz.de/!31881/>

## ARTIKEL OHNE AUTORINNENNENNUNG

**Berliner Zeitung:** Jetzt auch ein Center für Kreuzberg. 03.12.1970

**Berliner Zeitung:** Landowsky sprengt diese Wohn-Ghettos. 10.03.1998

**Brand Eins:** „Ohne Grenzen könnten wir nicht leben“ Der Philosoph Konrad Paul Liessmann über den Segen einer unscheinbaren Linie. 03/13

**B.Z.:** Kreuzberg teurer als Charlottenburg. 27.02.2012 <http://www.bz-berlin.de/aktuell/berlin/kreuzberg-teurer-als-charlottenburg-article1398469.html>

**Der Abend:** Beletage der Industrie. Nr. 281, Dezember 1970

**Die Morgenpost:** Teils leere Geschäfte, viel Unrat und auch Zerstörung, 31.07.1980.

**Die Welt:** Das Dach des Kreuzberger Zentrums wird ein grüner Parkwall krönen. 03.12.1970

**Frankfurter Allgemeine Zeitung:** Endlich: Das Kreuz leuchtet über Berlin. 20.08.2008

**MONOPOL:** Jenseits der Wände: Gregor Schneider rekonstruiert im K21 Räume aus Guantánamo Bay – und fragt nach den Leichen im Keller ganzer Gesellschaften. In: MONOPOL 2007. H. 3. 117

## INTERNETQUELLEN

<http://www.akh.de>

<http://www.berliner-mieterverein.de>

<http://berliner-schloss.de/finanzierung-des-humboldt-forums>

<http://www.brutalismus.com>

<http://www.daserste.de/information/reportage-dokumentation/dokus/sendung/swr/12082013-exklusiv-im-ersten-miete-rauf-mieter-raus-100.html>

<http://gentrificationblog.wordpress.com/2013/06/02/berlin-das-kind-ist-in-den-brunnen-gefallen-wie-kreative-start-ups-den-wedding-verandern/>

<http://www.iba-hamburg.de>

<http://kottiundco.net/hintergrund/>

<http://www.kotti-shop.net/transform.html>

<http://www.nirmalbharatyatra.org/>

<http://www.sounds-like-me.com/news/taubenfuettern-kreuzberger-art/#more-6237>

<http://www.srf.ch/player/tv/sternstunde-philosophie/video/sternstunde-philosophie-die-zukunft-der-staedte-der-urbanist-und-historiker-angelus-eisinger-im-gespraech?id=836339ee-7-f15-43dc-ac8a-11702efd844b>

<http://www.theavantgardediaries.com/en/article/275/CHRISTOPHER+DELL+/267>

<http://udn.hcu-hamburg.de>

<http://www.visitberlin.de/de/artikel/kreuzkoelln>

<http://zoom-berlin.com>

[www.36boys.com](http://www.36boys.com)



# Sebastian Bührig

## Wohnen an der Kotti D'Azur

„Jeder Schritt ein Rendezvous mit dem Zufall. Blickt man dem Kotti in sein inhaltsvolles Gesicht, so wirkt es, als ob darin verschiedene Teile nicht zusammengehören wollen: Den dicken Schädel ziert ein grobes Kinn mit Narben, die Nase gerümpft über dem nach links verzogenen, rissigen Mundwinkel, das eine Auge stechend im Blick mit zitterndem Lid, das andere voller Liebe und umrundet von Lachfalten, überdacht durch geradlinige Brauen und eine Stirn voller Sorgen. Ein Anblick, der abstoßend und gleichzeitig sehr sympathisch zu wirken vermag. Ohne Zweifel ein Charakterdarsteller im Kassenschlager Berlin und eindeutig ein Ort an dem sich nicht alle wohlfühlen.“

Genaueres Hinsehen stellte die Schrift dieser Erzählung. Alle Geschichten in ihr sind genauso ausgedacht, wie sie stattgefunden haben.

